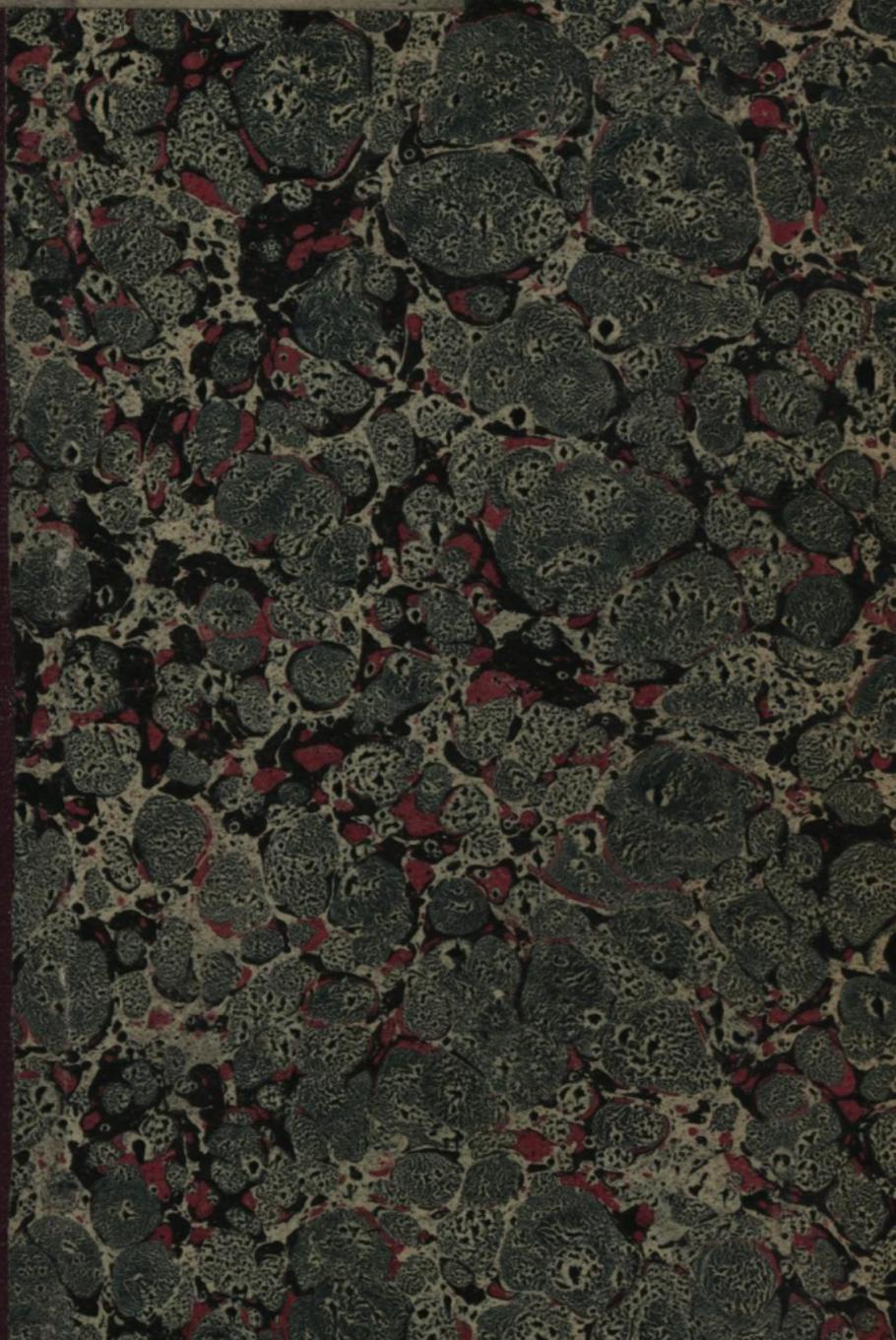


Wiener Stadt-Bibliothek.

35434 A



Ausseer G'schichten.

Alle Rechte vorbehalten.



Ausseer G'schichten

Erzählungen und Schwänke

von

Hans Fraungruber

Ö.



U.

Linz, Wien, Leipzig 1900

Oesterreichische Verlagsanstalt

J. N. 52583



Der Riesler.

Zuhu, auf der Seewiese ist „Kirta“! (Kirchweihfest.) Zu Füßen der gewaltigen, wildabstürzenden Triffelwand breitet sich die grüne, waldbestandene und mit Felsblöcken besäete Matte aus, die just genug freien Raum für das Blockhaus des Seewirtes bietet, für einige Tische und Bänke davor, wie für eine als Tanzboden benützte Bretterhütte, von deren Fenstern man hinabsieht in den dunklen See. Die blitzende Fläche dehnt sich weithin bis an das Pfarrdorf mit dem spitzen Kirchturm und bis zu den Willen der Sommergäste, die heute ihre grünen Läden geschlossen halten, weil die Bewohner den Dörflern gefolgt sind, die theils auf dem schmalen Pfade zwischen See und Lofer, theils im schwanken Boote der Seewiese zugespilgert sind. Zuhu, auf der Seewiese ist Kirta!

Es wimmelt auf dem beschränkten Raume von Burschen und Dirndl'n im Sonntagsstaate, und durch die Menge drängen sich die Sommergäste, wenig

beachtet und zuweilen ärgerlich bekritlet, weil die Dörfler ihre Feste gern unter ihresgleichen abhalten. Die Knappen vom Salzberge haben sich eingefunden in schmucker Bergmannstracht, die Holzknechte im „rupfenen“ Hemde und die Zoppe über die linke Achsel gehängt, die Söhne und Knechte aus den umliegenden Bauerngütern, sowie die Jagdgehilfen und Diener der Herrschaften. Da sind prächtige Gestalten zu sehen, ungefügiq, aber frei und schneidig in jeder Bewegung, mit einem Blicke, wie ihn die Gemse über die Schrosen thut. Und die Dirndl! Viel blühweiße Unschuld, viel herzwarne Sünde klopft unter dem bunten Brusttuch, und frische Glieder wiegen sich voll heißer Gesundheit im blumigen Gewande. Morgens in der Kirche war man fein züchtig und schlug die Augen auf das Nelkenbüschlein in der Jacke nieder; nun ist's Abend, da flirren die Augen in der Runde, und die rothen Lippen kichern und schäkern unter dem vorgehaltenen weißen Tüchlein, das die Bauerndirne zum Tanze nimmt, wie die Städterin den Fächer. Sähe all das Getriebe der Pfarrer mit an, er würde neuerdings gewahr, wie die Erdenluft seinen losen Pfarrkindern viel besser mundet, als die Verheißung des schönsten Himmels nach Abtödtung der irdischen Wünsche.

Morgen heißt es ja wieder in Feld und Stall stehen, auf der Alm dem Vieh nachgehen oder die Hacke schwingen, und so eine lange Reihe von Tagen im selben mühevollen und oft gefährlichen Einerlei! Heute aber geht uns das alles nichts an, heute ist Kirta, jubu!

Mit gellendem Lärm erhebt eben die Blechmusik auf dem Tanzboden ihren Lockruf — schnell noch eines in die Kehle gegossen, die Dirndln greifen nach den weißen Tücheln, und schon zieht jeder Bursche seinen Schatz hinter sich her. Wie die Füllen zur Tränke, so drängen sie zum Tanzplatze, jauchzend, stampfend und glühend vor Sinnlichkeit. Und nun drehen sich die Paare im Wirbel unter dem Getreisch der Trompeten, den übermüthigen Bierzeilern und dem Händeklatschen der Tänzer. Da fliegt manche Foppe in den Winkel, manch braune Flechte fällt auf die Schulter hernieder, und die Franzen des Brusttuches verschoben sich. Wer nicht Platz hat, steht leuchtenden Auges an der Thür, nur die Wirtin verschnauft einen Augenblick, und der sonst ewig scheltende Wirt taucht seine rothe Nase zu tiefst in den Krug. Die emsigen Kellnerinnen wirtschaften in Schank und Küche herum und schwirren wie Leuchtkäferchen auf die Matte, mit brennenden Kerzen, die sie auf die

verlassenen Tische stellen. — Droben spannt sich der weite Himmel aus, in glitzernder Sternenpracht, am linksseitigen Ufer steigt der Hochwald die Berglehne empor, und darüber steht der Mond in kalter Helle; weit hinter dem Dorfe thürmt sich die gigantische Masse des Dachsteins bis zum schimmernden Eisfelde hinan. Erhabener Friede schlingt seinen majestätischen Kreis um das jubelnde Völklein lebensgieriger Alpenkinder, die in der schwülen Sommernacht die langher genährte Blut ihres heißführenden Herzens aufflammen lassen, im Genügen auf den tollen Augenblick beschränkt, dessen Grenzen ihr Bewußtsein nicht gewahrt.

Drüben in den Straßen des leeres Dorfes verlöschen allmählich die spärlichen Lichter, die Alten gehen zur Ruhe; sie sind daheim geblieben, weil sie nichts mehr gelten im Reiche der Lustbarkeit, ihr Verlangen ist Wärme und Schlaf. Auf dem Hügelzuge, der die Ortschaft gleich einem Walle begrenzt, liegen einzelne Gehöfte, eingesponnen in die Ranken wilden Weines und in das Gewirre hunder Bohnenblüten.

In einem der hübschen Häuser regt sich noch etwas. Die hölzerne Vorlaube nimmt den Wiesenpfad auf, der vom Dorfe dem plaudernden Gießbach entgegen

durch den Wald heraufführt. In dem engen Gelasse zieht sich eine Rundbank um einen Eichentisch. An diesem ruht ein junges, bleiches Weib, das zuweilen mit lässigem Seitenblicke den Mann streift, der am Thürpfosten lehnt und vom herausflutenden Lichte scharf beleuchtet erscheint. Eine schlanke Gestalt von guter Haltung, verräth der Mann seine fünfzig Jahre nur durch das leicht ergraute Haar, die Enden des Schnurrbartes aber sind keck aufgezwirbelt, und in dem freundlichen Auge blitzt ein Licht, das man sonst nur an Zwanzigjährigen gewahrt. Es ist der Rottmeister Hager. Die Leute nannten ihn nach dem Hausnamen kurzweg den Riesler. Man erzählte allerlei von seiner wilden Jugend. Wenige Jahre erst war es, seit er ein junges Weib genommen, das ihm widerwillig zum Altar gefolgt, denn sie hatte ledigerweise ein Mädchen, dessen Vater sie nicht heiraten konnte; ihren Eltern aber galt der Riesler als ein viel zu vornehmer Werber, als daß sie die Tochter nicht zum Gehorsam überredet hätten. Solcher Handel ist ja leider nicht selten in der Welt der Großen und Kleinen. Das hübsche Weib war die Wonne des Gatten, er trug es auf Händen, und was sein immer noch jugendliches Herz an Freuden erfinden und verwirklichen konnte, legte er seiner

Adelheid und ihrem Kinde, daß er wie ein eigenes hielt, zu Füßen. Als sie ihm dann einen Knaben gebar, schien er willens, die Mutter im Uebermaße seines Glückes heilig sprechen zu lassen; sie aber hatte kein frohes Wort für ihn. Ernst und schweigsam lebte sie an seiner Seite; wohl erkannte ihr gerechter Sinn seine Herzensgüte, zuweilen irrte ein flüchtiges Lächeln ob seines sonnigen Humors um ihre Lippen, aber sie war zu ehrlicher Natur, um ihm Liebe zu heucheln, die sie nie für ihn empfunden hatte.

Gern hätte er sein junges Weib zu allen Festlichkeiten geführt, aber sie wies jeden Versuch, mit ihm ins Gedränge fröhlicher Menschen zu gehen, unerschütterlich zurück. Auch heute trug er den Wunsch auf den Lippen, sein Herzblatt im Tanze zu schwingen und überlegte, wie er sie wohl bewegen könnte, mit ihm auf die Seewiese zu fahren. — Wunschlos und kalt sitzt nun das Weib neben ihm, er hält den Kopf leicht vorgeneigt und lauscht. Auf der thauenden Wiese summen verspätete Käfer, die Heimchen surren, und auf dem Birnbaum erhebt ein Laubfrosch die helle Stimme. „Hörst, Adelheid“, flüstert der Mann, „der Laubfrosch singt der Grill a Bierzeilig's, dö werd'n glei 's Tanzen anheben, wie dö drüben auf der Seewiesen!“ Keine Antwort.

„Mi' ziemt, i hör' d' Musi, moanst nit? Sollt n'r do' übrischau'n, ob d' junga Leut' no' an Steirischen tanzen.“ — „Geh!“ erwidert sie ruhig. „Alloan?“ fragt er, „da werd'n die Leut' sagen, daß der Riesler nur am Werktag bei der Arbeit verheiratet is, an Sonn- und Feiertagen laßt er si' scheiden. Schau, Du sollst Dein' junga Mann do' auf'n Tanz führen, sist rost' er Dir ein, und Du kannst 'n ins Bodenkammerl stellen, zu die alten Spinnradeln. — Adelheid!“ Er trat zu ihr und neigte sich über sie. Da steht das Weib auf, schiebt ihn sanft zur Seite und geht ins Haus. Der Riesler hat die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt und reckt sich in die Länge. Behmuth und leichter Born streiten in seinem Herzen, zögernd folgt er in die Stube. „Fehlt Dir was, Adelheid? Du bist mir heut' gar so still?“ Aus dem Bettwinkel antwortet eine müde Stimme: „Laß mi' schlafen geh'n, i bin wia abg'schlag'n! Geh nur alloan und sei lustig!“ Nun weiß er, daß sein Verlangen in den Wind gesprochen ist, er wendet sich hastig um und schreitet zurück in die Abendluft. Auf der Wiese hält er schwerathmend inne und späht über den See, wo die Lichter durch das Dunkel blitzen und locken, und wieder ist ihm, als schlugen verworrene Klänge

einladend an sein Ohr. Noch einmal wendet er sich laufend und hoffend dem Hause zu, dann seufzt er aus tiefer Brust, reißt sich aus dem trüben Sinnen und eilt, wie gejagt von Liebessehnen und Lebenssucht, den Weg hinunter zum Seeufer. Hastig schleudert er die Kette eines Fahrzeuges aus dem Eisenringe, springt leichtfüßig auf den schwanken Boden und stößt mit jähem Ruck das Boot ins auf-rauschende Wasser. Und nun schwingt er das Ruder in kräftigen Schlägen, daß das Gefährte knarrend über die dunkle Fläche schießt.

Näher gleiten die Lichter heran — aus dem Schweigen der Nacht lösen sich immer deutlicher die hellen Klänge der Tanzmusik und das Lärmen der übermüthigen Bursche. Heiß rollt das Blut gegen die Schläfen des einsamen Schiffers, die Muskeln spannen sich, und nun fliegt wieder der seltsame Blick so jung und verwegen unter den Brauen hervor, als gelte es eine feste Fahrt zu süßem Liebeswerben. Ein Sauchzer schnellt durch die Luft wie ein klingender Pfeil und prallt an den Bergwänden in mehrfachem Echo zurück. Das ist der Riesler von einst, der sich wiedergefunden hat. Er schaut zu den Wänden empor, wo in den Rinnen, die ihren Steinhagel bis an die Almhütten herabsenden, die Gemsen im

anbrechenden Weben der Dämmerung auslugen, und ein leises, inniges Lachen bricht durch das Gehege seiner gesunden Zähne. Es kommt ihm manch verwegenes Wildererstücklein seiner jungen Jahre und die Last bei den sangfrohen Brentlerinnen in den Sinn, ein Gefühl überquellender Lebenskraft weitet seine Brust, noch lebt und glüht der frohe Wagemuth in diesem Herzen, dem die Last der Jahre nichts anhaben konnte!

Endlich stößt der Kahn auf den Sand, das Ruder poltert zu Boden, ein kurzes Gerassel der Kette, und schon steht der Riesler leuchtenden Auges an der Thüre, faßt ein schlankes Kind um die Mitte und stürzt sich jauchzend in das Gewühl der wogenden Tänzerschar . . . Allmählich lösen sich die Paare wieder, aufathmend und zerzaust lehnen die Erschöpften an der Bretterwand, der Riesler wird es nicht gewahr; in geschmeidigem Biegen und Drehen des Körpers umkreist er sein Dirndl, schlüpft gewandt unter ihren erhobenen Händen durch, hebt es jauchzend hoch in die Luft und schlingt es wieder in die verschränkten Arme. Juhu, heut' ist Kirta! — Wohlgefällig schaut die rastende Menge dem wonneverlorenen Paare zu. „Der Riesler!“ flüstert ein kleines, dralles Dirndl mit weitoffenen Augen. „Da

schaut's, wie der Steirisch tanzt, wia a junga Bursch, das is a wahre Freud!" „Ja“, meint nickend ein Holzknecht, „den Kottmoasta sollen's uns wo nachmachen; in ganzen Landl is koa zweiter wie der!“

Mittlerweile ist der Musik der Athem ausgegangen, denn die Bläser können ihren Durst unmöglich länger bemeistern. Das tanzende Paar bleibt stehen, der Riesler streicht sich das Haar aus der Stirne und schaut verwundert umher, sein Dirndl sieht alle Augen auf sich gerichtet, reißt sich mit leisem Schrei los und schlüpft schämig zur Thüre hinaus. Da umbraust den erregten Mann heller Jubel. Hände und Krüge strecken sich ihm entgegen, und mit lautem Willkommgruße drängt sich die bunte Schar heran. Kaum hat er diesen Bescheid gethan und jenen ein fröhliches Wort gesagt, ist der mächtige Brand der Musikanten wieder für einmal gelöscht, die Backen blähen sich auf, Geschmetter und Tanzjubel gehen von neuem los. Der Riesler setzt den Krug ab und strebt der Hütte zu. Da faßt ihn eine warme Hand am Arme, und seine Tänzerin schmiegt sich neckend an ihn. „Riesler“, schmeichelt sie, „wia Du aber fein tanzen kannst, dös is völli' aus der Weis' — mit koan andern geh i's mehr an, wia mit Dir!“ „Schau, die Sepherl is a da?“

wundert sich der Rottmeister und faßt das Mädchel um den Leib. Es ist ein hochgewachsenes, schlankes Weib, das Gesicht zart wie ein Rosenblatt, die Augen wie Schwarzkirschen. Sie ist die einzige Tochter des Großbauern vom Lindenkogl und stolz auf ihre Schönheit und den Reichthum ihres Vaters. Die Burschen wagen sich nicht recht daran, denn „ihr ist der Zehnte nicht gut genug“. Darüber gieng ihr die erste Frische verloren, und die Sopherl steht nun in der Mitte der Zwanzig. Das sind die Sirenenjahre. Sie zieht den Riesler mit sanfter Gewalt mit sich — aber nicht gegen den Tanzboden, sondern in das Dunkel des Gehölzes. „Gelt, es muas nit alleweil tanzt sein“, flüstert sie, „hiazt will i mit Dir oans plauschen. Wann mir nur was einfallen thät!“ Sie stockt und nestelt am Gewande. „Laß geh'n, wird schon mir was einfallen“, lacht der Riesler, faßt das Dirndl am Kinn und küßt es frischweg auf die vollen Lippen. „Das is die schönste Sprach', dö verstengan die Leut' auf der ganzen Weltkugel“, sagt er leise, und die Sopherl versteht sie auch. Fiebernd legt sie die Hände auf seine Schultern und glüht ihn mit ihren gefährlichen Augen an. „Riesler, gegen Di' san die junga Burschen Schlafhauben, sö haben m'r allsand

z'weni Schneid. Mit'n Müul wohl, aber es woafß der Zehnte nit, was er will und was er thuat. Di' kunnt i gern haben, Di', wanns nur sein därfst! Und wegen was soll's nit sein dürfen, wann zwoa mitanand leben müassen, dö si' nit wollen?" — Dö si' nit wollen! — Der Riesler stöhnt auf. Warum kommt ihm sein bleiches Weib in den Sinn? Liebt er es doch mit aller Innigkeit; aber sie, war sie je solcher Laute mächtig, wie sie das Mädchen an seiner Brust mühsam bändigte! War sie wirklich sein gezwungenes Weib? Was das ganze Dorf wußte, er konnte nicht daran glauben. Ein tiefes Sehnen nach Liebe und Herzlichkeit überfällt den Mann, wild preßt er das Mädchen an sich, aber unwillkürlich irren seine Blicke über den See, nach dem verschlossenen Paradiese, das sein eigen sein soll. Dort liegt es friedlich auf dem Hange, im Mondenshimmer sieht er es herüberblinken, und aus der Wohnstube blitzt ein Licht. Ein Licht in so später Stunde? Was bedeutet das — ist sie krank oder eines der Kinder, oder — erwartet sie ihn, ihn, der hier selbstvergessen Ersatz für die Liebe sucht, die ihm sein Weib vorenthält? Unbezwingliche Unruhe erfaßt ihn, Angst, Hoffnung und Zweifel streiten in jähem Erwachen. Zu ihr, zu ihr! Mit rascher

Bewegung und einigen verlorenen Worten streift er die Hände des Mädchens ab, eilt dem Strande zu und rudert in athemloser Hast nach dem Dorfe. Im Dunkel der Fichten steht Sopherl, die geballten Fäuste auf die hochwogende Brust gedrückt, und starrt ihm mit blitzenden Augen nach.

Am jenseitigen Ufer vergißt der Riesler das Boot anzuhängen, denn daheim will er sein, daheim bei ihr! In wenigen Minuten hat er das Dorf hinter sich und stürmt den Hügel hinan, nie schien ihm der Weg so lange. — Noch eine Strecke durch jungen, kühlhustigen Wald, und sein Haus liegt vor ihm. Da, wie er unter den Fichten hervortritt, sieht er über die mondbeglänzte Wiese einen Fremden die Höhe hinanschreiten, sein schwarzer Schatten zuckt hastig über das Gras. Woher kommt der Mann? Alle Lichter sind verlöscht bis auf eines — Adelheid! Sollte sie ihn betrügen? Dem Riesler werden die Füße schwer wie Blei, er muß rasten, mit vorgeneigtem Leibe starrt er dem Fremden nach, es flirrt ihm vor den Augen, an sein Ohr schlagen wieder die fernen Klänge der Tanzmusik. Adelheid! Darum ist sie daheim geblieben, heute und immer? „Na und tausendmal na, falsch is sie nit, das glaub' i in alle Ewigkeit nit!“ Er wankt ins Haus, tastet

durch den Vorraum und tritt in die helle Stube. Da findet er sein Weib an das Bett der Kinder gelehnt; sie blickt verloren vor sich hin, und die Augen glänzen, als habe eine vergessene Thräne den Weg zur Wange noch nicht gefunden. Auf dem Tische steht die Kerze, daneben ein Krug und eine Schüssel; es ist Mahlzeit gehalten worden. Dem Riesler will die Stimme versagen. „Wer war da?“ fragt er mühsam und abgewandt.

Das Weib zuckt leicht zusammen, dann antwortet es ruhig und gleichmüthig: „Der Vater von der Mila ist dag'weß'n; er laßt Di' grüaß'n, und Du sollst's nit unguat aufnehma. Ganz unverhofft is er kema. Er muuß einruck'n, und weil der Weg vorbeigeht, hat er nach'm Dirndl g'schaut. Mir hab'n nit g'wüßt, wann Du hoamkinst, fist wär' er blieben und hätt' Dir dankt.“ — „Für was?“ fährt der Riesler auf — „ja so, 's Dirndl g'hört eahm, dös han i vergess'n.“ Unsägliche Bitterkeit überkommt den Mann; das unvermuthete Erscheinen des Jugendgeliebten seines Weibes weckt mit einem Schlage alle Erinnerungen an Vermuthungen und Vorstellungen, die er am Tage seiner Freit ungläubig und hoffnungsfroh abgewiesen hatte. Heute will es ihm nicht mehr so unmöglich scheinen, daß zwischen ihm

und der Liebe Adelheids ein Anderer stehe, den sie nicht vergessen kann. „Was erinnerst mi' an mein Glend?“ fährt er fort, halb zu sich selbst, halb zu Adelheid gewendet. Sie schaut ihn an. „I — an Dein Glend? Wohl nit —“ sie preßt die Lippen zusammen —. An meins! will sie sagen, da überwältigt sie die Last ihres Kummertrunkenen Herzens; sie stützt ihre Hände auf den Bettrand, neigt den Kopf darauf und beginnt bitterlich zu weinen. Mit einem Satze steht der Riesler bei ihr. „Adelheid!“ reißt er die Willenlose auf, „was is' ? G'schieht Dir so hart bei mir — sollt's wahr sein, daß Du koa Herz hast zu'n Vater von Dein' — zweiten Kind?“ Da zuckt sie zusammen wie unter einem Schlage, die Hände fallen in den Schoß, sie schaut ihn an voll Staunen und Troß, nur einen Augenblick, dann sagt sie leise: „Iß der Ander' nit alloan fort?“ Die Augen des Riesler flammen. „Geh eahm nach“, schreit er, „wann Dir mein Haus die Höll' is. I will nit, daß Du mein' Knechtduern bist, wann's D' mein Weib nit sein kannst — geh, i gib Di' frei!“ Sie schüttelt das Haupt. „So nit, Riesler, so is' nit vermoant; i han koan Gedanken hinter Dein' Rücken. Du woast, was ehvor g'wesen is — und i bin halt a jung's

Weib. Aber i denk' nia anders, als daß bei Dir mein' Hoamat is."

Der Riesler wendet sich um, seine Erregung niederkämpfend preßt er die Fäuste auf die Tischplatte, als möchte er sie zermalmen; aber nicht lange hält der Groll, ein tiefes Mitleid erwacht in seinem milden Herzen. Das eigene Weh erstickend, blickt er sie forschend an. Und wie sie in schlichter Ehrlichkeit so gar nicht versucht, ihr aufgerütteltes Leid zu verbergen, legt er den Arm um ihre Schulter und sagt in ernster Bewegung: „Abelheid, es wird mir mancherlei klar vor 'n Augen, was i ungern siach, aber schau her, wann mein Herz a siß vergeblich suacht, da...“, er weist auf die schlummernden Kinder, „da trifft do' unser Diab allweil z'samm!“ Ein mächtiges Bittern hebt durch den Leib des jungen Weibes, langsam hebt sie die Augen, schlingt — zum erstenmale — die Hände um den Nacken ihres Mannes und legt den Kopf an seine Brust. „Es is kva besserner Mann nit auf der Welt, wia Du bist!“ haucht sie leise. In stiller Freude drückt der Riesler sein Weib an sich, streift mit der Rechten über ihr glänzendes Haar und sagt: „So is' recht. Wo's Vertrauen is, da kann a die wahre Freundschaft nit mehr weit sein. I bin's z'frieden.“

Schuldig!?

Der Lackerhofer Sepp lehnt am Zaune, der sein väterliches Gut von der Landstraße scheidet. Er zwirbelt mit der Linken den rothbraunen Schnurrbart und lacht über die rechte Schulter höhnisch hinüber zu der alten Eva.

Ist doch zu drollig, daß eine armselige Einlegerin ihm, dem Sohne des reichsten Thalbauern, eine Strafpredigt hält — weil ihm ein schönes Dirndl gefallen hat! Ihm haben mehr gefallen, und nicht bloß die ledigen Weibskente. Zuletzt war die Regin' an der Reihe, die blonde, kleine Regin', ein blutjunges Ding, arm, elternlos und beim Lackerhofer bedienstet. Wegen der hat ihm die vorüberhumpelnde Einlegerin die Leviten gelesen, und darüber lacht der rothbraune Sepp. „Zu was is' denn auf der Welt?“ lacht er, „zun Halsen is' grad recht!“ „Und zun Begwerfen, gelt ja?“ eifert die alte Eva.

„Sei stad“, grinzt der Bursche, Du bist a amol jung gwen und woast, daß allmal zwoa dazu g'hörn, vana der hast und vane — dö sich's g'fall'n laßt!“

„Eh wohl, aber in Ehren, verstehst mi', Sepp, in Ehren, wo a guats End herschaut; aber bei Dir siachts nit darnach aus. Oder heiratst Du leicht dös arme Dirndl?“

„Haha“, schüttelt sich der Sepp, „freili' heirat i's, bald die Birn auf'n Zaun wachsen!“

„O Du Unband, Du unghobelster! Dös unerfahrne Ding dranz'kriagen, dös war koa Heldenstück; mit Speck fangt m'r d' Mäuf', und dös versteht's ös g'wissenlof' Buamavolk, daß a Sünd und a Schand is. Ziemt hat mi', i kim von Verstand, wia dös arme Dirndl bei 'n Tisch gach die schware Stund g'spürt — i selber han's g'holfen ins Stübl tragen und hin bei ihr blieben, bis dös kloan Würmel auf d' Welt kema is. Und wo bist Du gwen? Hast schon nachg'fragt um Dein Kind? Dein Vater is auswärt's, aber bald er zruckkint vom Ennsthal, was wirfst eahm sagen? Is Dir Dein Fleisch und Blut heili' gnua, daß D' es in Schutz nimmst, falls eppa Dein' Vatern dös arme Negerl z'leicht wa'?“

Der rothbraune Sepp erblickt bei dem Hin-
weise auf den strengen und hochfahrenden Vater,
aber sein Trutz flammt gleich wieder hellauf: „Du
wirfst's nit z' verantworten haben, und was mit
der Kegerl g'schiacht, geht Di' weiter nix an!“

„So, dösz gang mi' nix an? I bin a a Weib
und woaß, wia an armen Hascherl z' Muath is, den
die böf' Welt an raschen Fähler als Verbrechen
auslegt — weil's koa Tischuch voll Banknoten über
sein' Schuld broaten kann. Gelt ja, wia 's Dirndl
auf der Alm war, hast Schneid g'habt? Hiaz, wia i'
a'trieben hat und hoamkema is, und wia d' Stichel-
reden g'slog'n san und Dein Leichtsinm bei enk bein
Tisch gegen Di' g'schrian hat, da bist von Haus
blieben und hast g'moant, wann's Du 's nit siachst,
so is' a nit wahr. Geh hin, bald's D' an Ehr' in
Leib hast, und red' mit Dein' Vatern, und führ' eahm
's Dirndl zua!“

Dem Burschen steigt die Zornröthe der Schuld
ins Gesicht: „Hiaz is' Zeit, daß D' weiterkinst, Du
treselnde Mster —“. „Dho“, warnt die Alte, „sei
Du nit feck mit an alten Leut! Bin i a nur a
arme Einlegerin, dö koa eigens Plazl hat auf der
Welt, 'n Weg zu Dein' Vatern han i no' allweil
frei und laß mir mein' Red' nit verbiaten“.

„Probier's, hiaz kinst eahm grad recht, vorderhand haben m'r was anders z'thoan. Daß D' es woast — mein Vater is drunt bein Großraninger, weil sein Bronerl mein Weib wird! — So — da siachst es, was D' ausrichten kuntst.“ Und der Sepp spuckt verächtlich zur Seite.

Die Einlegerin schlägt die Hände über den Kopf zusammen: „O heilige Muatta Anna, so geht's zua auf der Welt, pfui Teurel! Geh nur hin, Du ehrvergeffener Wicht, aber merk Dir dö Stund, wo Dein G'wissen zu Dir g'redt hat!“ Thränenden Auges wankt sie dem Dorfe zu; auch der Sepp wendet sich und stelzt steifbeinig, nachdenklich vor sich hinpfeisend, gegen sein Vaterhaus . . . Der alte Bauer darf nicht wissen, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hat. Er wird erst morgen heimkehren — und käme er schon eher, so ist auch nicht gleich alles zu befürchten . . . so sinnt der Bursche; das Stübl, wo die Kegerl mit dem — Kinde liegt, betritt der Lackenhofser, seit sein Weib darin gestorben, mit keinem Fuße. Und sollte ihm etwa unter den Mägden die Kegerl abgehen? Hei, 's gibt Ausflüchte auf der Welt! Das Hausgesinde wird nicht wagen, gegen den brutalen Sohn aufzutreten. Falls aber die Braut käme? Da gibt's

ein Durchmustern und Abschätzen aller Winkel des Anwesens, dann wäre doch die Ueberraschung mit dem Kinde keine gefahrlose Bescherung . . . „So muuß i' halt dena aus'n Haus, auf der Stell!“

Der rothbraune Sepp beschleunigt den Schritt; er biegt um den Stall herum, überquert den leeren Hof — es ist Sonntag und das Gefinde bis auf einen Knecht im Dorfe — dann steigt er die Antrittsteine zur Hausthüre empor. Da raffelt just im scharfen Trab ein leichter Wagen um die Ecke mit dem heimkehrenden Lackerhoser.

Einen Augenblick zaudert Sepp, da hat ihn der Alte gewahrt und schreit ihm wohlgemuth entgegen: „Gut is' ganga, Sepp, all's abg'macht; der Großraninger is' koa Mann von lange Umständ!“ — Der haushütende Knecht übernimmt das Pferd, schwerfällig tappt der vierschrotige Bauer aus dem ächzenden Gefährte und erzählt weiter: „Er wa' glei' mit, 's Anwesen anschau'n, aber die Viehhandler san just bei eahm zur Hengstenschau — Prachtstück hat er, der Großraninger, kimst amol zu an saubern Hof, Sepp! Koa Hypothek drauf, gar nig, schuldenfrei von unt bis oben — wie der meine! Ja so — und die Bronerl? A rund's Weibsbild, kriagst a guate Hauserin, Sepp; a weng resch, aber

umsichti', g'scheidt! Und kurz und guat" — dabei treten die Beiden in den Hausflur — „heut' auf d' Nacht keman s', alle zwoa!"

Der Junge zuckt ein wenig mit den Brauen, der Besuch kommt ihm zu rasch. Mit unsicherer Geschäftigkeit trachtet er der Herrenstube zu, da hält der Alte plötzlich an — aus dem Stübl zur Linken dringt ein feines Gewimmer, die Stimme eines neugeborenen Kindes.

Dem Lackenhofer bleiben Augen und Mund stecken. Dann faßt er sich, brummt ein paar unverständliche Worte, schreitet hastig gegen das Stübl zu und stößt die Thüre auf — da kauert eine Gestalt im Bette, mehr Kind noch als Weib, die Augen in schmerzlicher Mütterseligkeit auf den Säugling geheftet, den sie eben an die Brust hebt. Nun sinkt dem Alten das Sinn herab, sein Athem stockt, jäh wendet er sich gegen den Sohn, der ihm hart auf der Ferse gefolgt, und sieht, wie in dem bestürzten Gesicht Röthe und Blässe wechseln. Jetzt versteht er alles. „Soviel hat's g'schlagen?" leucht er, und mit der Hand gebieterisch auf die gegenüberliegende Thüreweisend, folgt er dem wankenden Burschen in die Herrenstube

Die junge Mutter wehrt die surrenden Fliegen ab, und halb im Traume verschwimmt das Bild des

gefürchteten Hausvaters vor ihren müden Augen. Plötzlich hebt sie das Haupt — aus der Herrenstube herüber dröhnt die grollende Stimme des zornigen Bauers.

Nach einer Weile öffnet sich drüben die Thüre, über die Stufen stolpert verstörten Antlitzes der junge Lackenhofer und drückt sich scheu aus dem Hause. Bald nach ihm kommt der Alte, die Augen unter den Brauen versteckt, die Lippen fest geschlossen, die Stirne mit der bösen Falte inmitten. Er tappt mit schweren Schritten herüber zu dem Mädchen.

„Du leichtfertig's Weibsmensch, in ana Stund — verstehst mi' — hast 'n Lackenhof hinter Deiner. Auf immer — Du kennst mi'!“

Etliche zerknüllte Banknoten wirft er auf die Diele, und mit dem Bewußtsein, ein Uebriges gethan zu haben, steigt er die Treppe zum Oberstock empor; krachend fällt die Thüre hinter ihm ins Schloß.

Die Reg'in hat ihn verstanden; sie kennt ihn, den harten Lackenhofer — und seit kurzer Zeit auch seinen Sohn. Bitterlich weinend gräbt sie den Kopf tief in die Kissen. So verrinnt Minute auf Minute, der Zeiger der wurmstichigen Stockuhr auf dem buntbemalten Kasten rückt immer weiter. Da beginnt das Kind leise zu wimmern. Mit jähem Riß erhebt

sich die Mutter, schlägt das Kleine in die dürftigen Laken, sucht ihre Siebensachen zusammen — sie haben in einem Tüchel Platz — dann nimmt sie Kind und Handbündel und verläßt die Stube. Das Geld hat sie keines Blickes geachtet.

Nun steht sie vor dem Hause; da schießt das Licht der scheidenden Sonne flutend in die zitternden Augen, ein Schauer durchbebt den matten Körper, aber mit der Kraft der Verzweiflung hält sie sich aufrecht. . . . Hinter dem Hause liegt der Garten des Bauernhofes, etliche Beete voll Gemüse für den Hausbedarf, weiter Astern, Rosen und gesprenkelte Nelken, in einer Ecke die großen, hochstündigen Scheiben der Sonnenblume und im Winkel der zusammenstoßenden Planken eine Laube, von wildem Wein umrankt. Dahin wendet sich das Mädchen, um den Vater ihres Kindes aufzusuchen. Sie will ihm fluchen ob seiner Niedertracht, sie will ihm das Strafgericht Gottes — nein, sie will ihm das Kind, sein Kind, in die Arme legen; sie will ihm sagen, wie sie ihn wahrhaftig, so aus der Weise gern gehabt, und will — ach, die blendende Sonne. Es flirrt ihr im Hirn, müde, todesmatt sinkt der Kopf auf das Kind hernieder, sie lehnt sich an die Gartenthüre — da rauscht es in der Laube, gewalt-

sam drängt sich ein Körper zwischen Planken und Gezweige durch — ein Satz hinunter, dann huscht jenseits ein Mensch in scheuer Eile ins offene Feld hinaus. Mit weitaufgerissenen Augen starrt die Verrathene gegen die Laube. „Sepp!“ schluchzt sie auf — er ist's, feig und schmähslich flieht er vor ihr und seinem Kinde. Sie öffnet mit unsicherer Hand die Gartenpforte, und den Säugling ans tobende Herz gepreßt, irrt sie über den Rasen der Straße zu. Im Schatten des Stallbaues steht der Knecht und ballt die Faust gegen den Oberstock des Hauses, dann schaut er der Kegerl nach. Wohin, wohin?

„Drent in Krottendorf lebt mein' Muatta — na g'ipoafi, dö is ja lang g'storben — mein' Schwester is', dö lebt in Krottendorf, dö is zwoa Stund' weit — auweh, mein Herz! — Dös werd' i aushalten, zwoa Stund' — wann meine Schuach — ja, dö han i hiazt rein vergessen, die Schuach — rein vergessen —“. So flüstert die Arme vor sich hin und wandelt halb im Traum die Straße fort, armselig, nur wie ein Schatten über den Weg . . . Die Nebel beginnen aus dem Moorgrund zu rauchen, auf dem Berggrate streitet das Licht mit der schleichenden Dämmerung, der Wald hüllt sich in

blaue Schatten — „So hott!“ schreit es plötzlich vor der Einsamen, und aufschätzend hat sie just noch Zeit, zur Seite zu taumeln, dann prallt ein feuriges Klappenpaar, von der Hand des Großraninger eben zurückgerissen, wieder vor und poltert weiter gegen den Lackenhof. Das Dirndl, das neben ihm sitzt, beugt sich zurück und schaut der verlassenen Gestalt nach, die im Zwielichte entschwindet.

Sie ahnen es nicht, die Beiden, wie nahe sie einander stehen — die eine mit der Verzweiflung im Herzen, die andere mit den Heiratsgedanken unter der fröhlichen Stirne.

* * *

Es ist Nacht geworden. Durch das Gezweige des Fichtenwaldes stöhnt der Wind, zeitweilig huscht ein jähes Wetterleuchten über den schweren Himmel, und leise grollend rieselt ferner Donner durch die Finsternis. Dort, wo die Straße aus dem Walde bricht, senkt sich der Hang des Berges rasch nach abwärts in das Thal von Krottendorf. Einzelne Lichter blicken freundlich aus dem Orte herauf, und der Bach hat es eilig, seine Wellenkinder schäkernd hinabzujagen in das geweitete Thalbett.

Weiches Gebüsch wallt vom Straßenraine hinunter ans Ufer, unten spinnen dornige Stauden

um die Steinklöße, an denen der Wellenschlag aufschäumt. Auf einem der größten ruht ein Weib, zusammengekauert, und das bleiche Gesicht mit den starren, hinunterlechzenden Augen vornübergeneigt — die Kegin', die kleine, blonde Kegin'! Das Kopftuch ist auf den Hals zurückgeglitten, die gelben Flechten haben sich gelöst und liegen über dem schlummern- den Kinde. Auch sie, die Mutter, ist schlafensmüde. Das Rauschen zu ihren Füßen im aufblühenden Wasser, das Seufzen über ihr im wehenden Ge- zweige, alles klingt wie ein Wiegenlied, und Bilder der Vergangenheit umgaukeln ihre Seele. Sie lehnt den Kopf zurück, starrt zu den Sternen empor und spricht im Fieber zu sich selbst: „Sepp, woast's no', wia's d' kema bist — um Heiligen-Dreiköni war's — und hast mir dös rothseidene Tüchl 'bracht, dös da is', dös i umhan — woast's no'? I han's z'erst nit glaub'n wöll'n — Du, der reiche Bauern- suhn, und i — an arms Reuschlerdirndl! Aber dumm is m'r halt jungertweis', soviel dumm — und nacher glaubt m'r all's. Ist in Summer hast es z'wegen bracht, daß i auf d' Alm han müass'n, is m'r hart ankema! Rasen und Butterrühren is schwar für a starl's Leut nacher erst für mi', wia i da- selb'n schon g'wesen bin. Woast's no', Sepp, i han

dir Post sag'n lass'n, durch die Katherl, dö hiaz bei'n Kulmbauern is — aber du bist neama aufi zu mir. Da war i wohl zag — daselb'n — aft han i's Vieh atrieb'n, war all's guat beinand — aber i halt — gelt, bei mir war's g'fahst."

Das Mädchen fährt empor, sie schlägt das Tuch um das Kind, wirr um sich schauend, gewahrt sie die Lichter von Krottendorf. „Mein' Schwester — dort is' End — Sepp, meh hast m'r dö's anthan? Mein Tag hätt' i nit glaubt, daß du so falsch bist, so rabenfalsch! Bald mei' Schwester 's Kloane nimmt, aft steh i wieder wo ein und arbat — Wann sie's aber nit nimmt — Christi Heiland — so schreckbar därf's do' nit sein! Aber sie is krank und hat selm fünf Kinder, ihr Mann is grob und a liaderlichs Tuch. — Muatta Maria, sie nimmt's nit! Wer hat mir den Gedanken eingeb'n — sie kann's ja nit nehma! Sepp, Sepp, woast du, was d' versündt hast an mir? Wa' dö's Kind nit, i findet überall an Ort, aber wer nimmt mi' z'sammt den? Han i dö's verdeant, daß i umstreichen muß wia a Zigeunerin — weil reiche Bauernbuabn koan Rand haben in ihr'n Uebermuth und ihrer Schlechtigkeit! Du bist schuld an mein Verderben, und i soll z'grund geh'n? Sepp, du hast mi' wegg'worfen ins Elend,

was geht mi' Dein Kind an — Maria, was red' i denn? Mir is elend, zun Sterben elend". — Sie hält den Säugling in den kraftlosen Armen von sich, Ermatten rinnt durch ihren Leib in breiten Fluten, ein Hinwelken, eine wilde, uubezwingliche Sehnsucht — da läßt sie die Hände sinken, das Kind streift daran hinunter, zischend spritzen die Wellen empor. — Ein machtvolles Rauschen tobt durch den Wald, das Gewitter sammelt seine Gewalten, von der Straße hernieder saust ein wirbelnder Staubschwaden. — Da gellt ein Aufschrei durch die Finsternis — in wilder Hast rafft sich Regin' vom Ufer empor, schlägt vernichtet die Hände vor's Gesicht — „Himmliche Muatta, mein Kind! Mein Kind!“ — — Die Wellen geben's nicht wieder Mit starren Augen lauscht sie gegen den tosenden Bach, dann befällt sie grauses Entsetzen, stöhnend und schluchzend klimmt sie zur Straße empor. „Sepp — döz is Dein' Schuld — i bin verlor'n in all' Ewigkeit, aber Du — Du muaßt mit mir!“

Weithallend kracht der Donner durch die Berge, breit und mächtig stürzt sich der Regen auf's Blachfeld — die Straße gegen den Lackenhof wankt und

zittert ein gebrochenes Menschenkind zurück durch die Schrecken der Nacht.

*

Es ist Morgen; das Gewitter hat längst ausgetobt, an den Blättern und Zweigen hängen die letzten schweren Tropfen und die aufgehende Sonne spiegelt sich in den Lachen auf der Straße und in den Gehöften. Am Lackerhof hebt der Hahn zu krähen an. Er ist der Wecker für den Pferdeknecht und die Viehmagd; die anderen dürfen noch ein Stündlein die müden Glieder strecken.

Der Knecht, derselbe, der dem verzagten Kegerl nachgeschaut, rutscht von seinem Kosenlager im Stalle, steigt gähmend in die lederne, hockstarre Hose, dann faßt er zwei Kübel, um am Brunnen Wasser zu holen und den eigenen verschlafenen Kopf unter den frischen Strahl zu recken. Mit dem Fuße stößt er die Thüre auf, dann trottet er gleichmüthig, in sein Schicksal ergeben, durch den kothigen Hof gegen den Brunnen, dessen langer Trog an der Hauswand hinläuft. Schon will er die Behälter wegstellen, um vorerst an sein Reinigungswerk zu gehen. Er hebt die bleiernen Eimer, da fällt sein erster Blick auf die Antrittsteine des Wohngebäudes — was ist das? Er wischt mit der Hand, ohne den Kübel auszu-

lassen, über die Augen — er beugt sich spähend vor — wahrhaftig, da liegt eine Gestalt regungslos auf den Stufen. Die Last kollert aus seinen Fäusten, zögernd, und forschend tritt er zu der Bewußtlosen. — „Uh Marei — dös is g'wiß und leibhaftig d' Regin'! Wird si' dena nix anthan haben? Patichnaß, eiskalt — wird do nit die Nacht da g'legen sein, die schreckbare Wetternacht! He, Dirndl, Regin' steh' auf, was is dir denn?“

Er rüttelt die gebrochene Gestalt, er sucht sie aufzurichten — da klrirt im Stübl, demselben, das Regin' verlassen, das Fenster, und ein wirrer Mädchenkopf lugt heraus. „Was gibt's denn, Roßknecht? Is was g'scheh'n?“ Die Braut fragt, die Großraninger Broni, und wie sie das ohnmächtige Geschöpf sieht, stößt sie einen Schreckensruf aus und fährt zurück. Gleich darauf knarrt das Schloß, und in der offenen Thüre erscheint sie mit besorgtem Gesichte. Mittlerweile ist auch die Viehmagd aus dem Kuhstalle gekommen, schlägt die Hände über den Kopf zusammen und beginnt zu jammern: „Muatta Anna, dös is die Regerl! So geht's halt, — die spottschlechten Mannsbilder treiben so an arm's G'schöpf in d' Höll' — holt's 'n Pfarrer, daß die arm' Seel' nit ewig verloren geht — o mein! —“

„Sei stad“, herrscht Broni die Geschwähzige an, „hilf liaber zuagreifen, daß m'r i' ins Haus bringen, 'leicht is no Leben in ihr!“ Sie kniet auf den Stufen und hebt den Kopf des Mädchens, an dem die goldenen Haare zerknüllt und schmutzig kleben.

Da taucht im Flur der Sepp auf, und hinter ihm poltert der Alte mit dem Großraninger, vom Lärm geweckt, die Stiege herab. Auch das Hausgesinde läuft von allen Seiten herbei. Sepp, von unbestimmter Ahnung getrieben, steht auf der obersten Stufe — da er sein Opfer gewahrt, taumelt er aschfahlen Antlitzes an den Thürpfosten. Der Lackenhofer schreckt zusammen, dann faßt er sich gewaltsam, schiebt den neugierigen Großraninger zurück und sagt mit erzwungener Gleichgiltigkeit: „Is dös Dirndl krank, so bringt's es ins Gemeindespital — packt's an und macht's fort!“ Da schlägt Regin' die Augen auf und heftet sie starr auf den zerschmetterten Verführer. Ein Röcheln rollt aus der gepreßten Kehle, dann seufzt sie tief auf: „Sepp — siachst es, dös is mein End' — hiaz — hilf m'r —“. Der Schweiß kalten Entsetzens steht auf der Stirne des Burschen, er stammelt und will scheu zurück — „I — i — was han i da z' schaffen damit?“ Broni schaut erbleichend, mit großen Augen den feigen

Leichtfuß an, sie versteht den Zusammenhang der Ereignisse, und nun ist für den Burschen wohl alles verloren. Die Dienstleute beginnen zu murren, der Kofßknecht tritt feck auf den Lackenhofer zu und sagt: „Bauer, san mir Dienstboten dazua auf der Welt, daß ös mit Füaßen auf uns umsteigt's? Du woast wohl, wer si' da an'nehmen hat um dös Dirndl und ihr Kind — da steht er, der Lump!“

Mit einem Wuthschrei will sich Sepp auf den Knecht werfen, der aber packt ihn mit raschem Griffe und reißt ihn die Stufen hinab, daß der Bursche ächzend dem Mädchen vor die Füße stürzt.

„Wo ist Dein Kind?“ schreit Broni und faßt Regin' an den Schultern. „Drent — in Krottendorf werd's es finden — im Wasser — im Wasser — —“. Ein Schrei des Entsetzens fliegt durch die Schar. „I kann — nit dafür — so krank bin i — so elend — Du, Sepp —“ ein eisiger Schauer durchbebt die zitternde Gestalt, ihre Finger krallen sich zusammen, die Zähne knirschen und das Auge vergeht ihr. Während sich die Knechte bemühen, die Sterbende in das Gemeindespital zu schaffen, drängt sich der Großraninger vor den alten Bauer, der

gebeugt und stumm neben seinem Sohne steht. „Lackenhofer“, sagt er, „soviel i mi auskenn', is Dein sauberner Sohn schon vergeben. I bedank' mi für die Ehr'!“

Damit nimmt er seine vor Aufregung zitternde und weinende Tochter an der Hand, um so bald wie möglich den Hof zu verlassen.

Der Palbauer.

Wer zum Palbauer will, muß gute Sohlen haben, denn sein Anwesen liegt in einem steinigen Graben auf sumpfiger Anhöhe. Und die gute Beschuhung thut's auch nicht mehr, denn beim Bauern sprach vor kurzem ein Gast vor, der den Menschen nur einmal besucht und mit sich auf die Reise nimmt, der Tod. Der Palbauer und ich hätten auch nicht gedacht, daß wir einmal zusammenkommen würden; es geschah gerade vor Thorschluß, ehe der Deckel auf seinen Sarg niederfiel. Das kam so:

Im Dörflein pochte eines Spätsommertages ein junges Weib an die Thüre des Arztes und meldete, daß der Vater gestorben sei. Der Herr Doctor möge so gut sein und zur Todtenbeschau kommen. Ich saß just in der Stube, und weil das Absterben eines Bauers kein weltbewegendes Ereignis, gieng mir die Kunde nicht nahe, wohl aber die Erläuterung des Arztes, daß der Palbauer der letzte

seines Namens sei und mit ihm auch der Sitz seiner Vorfahren verschwinden werde. Ein todter Bauer und ein sterbendes Anwesen! Das klang mir traurig ins Gemüth und ich trug dem heilkundigen Freunde meine Begleitung an. Langsam schritten wir durch die Dorfstraße hinaus, dann zwischen den Feldern hin, wo die ihrer Frucht beraubten Hänge öde im Sonnenschein lagen. Der Weg verlор sich zwischen dunklen Tannen und zog sich aufwärts an grasiger Lehne zu einem schmucken Kirchlein, durch dessen offenes Thor die Muttergottes freundlich vom Altar herauschaute. Da werden sie, dachte ich, übermorgen die Bahre hineinstellen, und die Sonnenstrahlen werden, durch die bunten Scheiben brechend, auf dem Sargtuche herumgaukeln, unter dem der todte Balbauer mit geschlossenen Augen im ewigen Schlafe ruht. Das ist ein Kirchlein, in dem man beten kann, einsam in grüner Waldesstille; da wohnt die milde Mutter Maria und hört mit sanftem Lächeln die Seufzer und Klagen des verschüchtertten Herzens, das vor den Menschen krampfhaft schweigt und verstohlen blutet. Wie oft mag auch der Bauer hier seine müden Hände gefaltet und mit steifen Fingern die Perlen des Rosenkranzes gezählt haben! Das ist die Sonntagsruhe der Alten, auf harter Kirchenbank

Gebete stammeln und inbrünstig hoffen auf ein besseres
— Jenseits.

Wir giengen vorüber; zur Rechten schob sich der Wald beiseite, da grüßte das Dorf herauf mit seinen friedlichen Häusern und dem rauchenden Hammerwerk, es blitzte der Bach durch die Weiden, und hoch über bunte Vorberge hob sich die graue Schulter des Alpenriesen. Das sind die Stufen zum Himmel, sagen die Dorfskinder und glauben, daß es von jener Platte nicht mehr weit sei hinauf zum Throne des Herrn. Sie haben recht, die Altäre der Natur und der Weg des Schöpfers sind einander nahe.

Der Doctor hub nun an zu erzählen, daß der Besitz des Palsbauers nur ein Lehen gewesen, eine Ruhestatt, auf der er sterben durfte; der eigentliche Herr sei der reiche Gutsbesitzer, der gleich anderen Bauerngütern auch dieses gekauft, um es nach dem Tode des letzten rechtmäßigen Bewohners abzutragen, damit die Hirsche und Rehe in ihrem edlen Dasein nicht mehr gestört werden durch zweibeinige Wesen, die den Boden aufreißen und mit dem Schweiß ihres Angesichts düngen. „Warum verkaufen sie das Haus ihrer Väter dem Güterschlächter?“ wallte ich auf. Der Doctor lächelte ironisch: „Warum geht der hungrige Fink dem Vogelfsteller ins Garn? Weil der

so schön pfeifen kann und den Tisch mit leckeren Krumen bestreut. Der arme Vogel findet das letzte Futterplätzchen verschneit und hackt den Schnabel wund am festgefrorenen Erdreich. Da drinnen“ — der Sprecher wies mit raschem Armschwunge waldein — „da standen blühende Gehöfte — vormals, und manch glückliches Leben wohnte darin — einmal; da kam die Noth der Zeit — o es gab nicht allzeit so verkümmerte und starre Bauerngesichter wie heute, lies nur die alten Geschichten von Bauernstolz und Ueppigkeit — das ist hin, die moosigen Fichten wachsen darüber, und jene Geschlechter verwelken. Wie das zugieeng? Du lieber Gott! Die moderne Zeit hat so viele Erwerbszweige brachgelegt, sie ist auch dem Bauernstande abhold. Seit jeder Graben dem Berkehre offen steht, ist der Verfall eingezogen. Ich habe da drinnen wenig zu thun, die Leute brauchten einen anderen Arzt. Eine Unsumme von Arbeit steckt in dem Boden, er lohnt es nicht. So sind sie verarmt und nach und nach von der Heimat abgefallen; einer zog dem andern nach, und der Güterschlächter hat leichten Kauf. Der eine seufzte, der andere fluchte, aber sie nahmen das Geld für die entwertete Heimstatt, zogen fort ins fernere Glend oder bedungen sich das Recht des Verbleibens bis zum Tode“.

„Wie der Balbauer?“

„Wie der!“ entgegnete mein Gefährte und hieb mit dem Stocke einer Distel das rothe Haupt ab.

Wir bogten links in den Graben ein, die Berge waren ganz nahe zusammengedrückt, kaum daß der Bach sein spärliches Wasser neben dem steinigem Fahrsträßchen fortziehen konnte.

„Sind sie denn alle ausgestorben?“ forschte ich weiter, „viele haben doch wohl Kinder gehabt?“

„Drüben im Hammer verrußen sie, und hier unten arbeiten etliche als Tagelöhner“, murzte der Doctor.

Unter uns lag ein Sägewerk, das den Graben absperrte. Da gab es Mauern von aufgeschichteten Brettern, Berge von Balken, die Säge schrillte, und selbst der Bach, der durch ein gewaltiges Wehr gestaut, über die geneigte Fläche schoß, gab sich schäumend und tosend ein Ansehen, als läge sein armseliges Dasein nicht waldein vor aller Augen.

„Das ist die Sargfabrik für den ruinierten Ackerbau“, grollte mein Gefährte, „und die Sandmuhren, die über die abgeholzten Waldblößen rücken, sind das Grab“.

Zwischen den schlanken Bacherlen rechts und den Fichtenbeständen zur Linken stolperten wir

weiter auf dem steinreichen Fahrwege, in den die klappernden Schleifwagen und nachgezogenen Baumstämme Furchen lang und querüber gerissen; allmählich gieng's wieder aufwärts, hie und da über gebrechliche Brücken, bis sich nach einer Stunde das Thal weitete und inmitten brauner, magerer Aecker drei bescheidene Höfe, Lehen bereits und der Verwüstung geweiht, auftauchten. Rechts davon lag einsam das Anwesen des Palbauers, ein niederer Holzbau, dessen windchiefes Dach große Steine beschwerten. Ueber hölzerne Wasserrinnen und sumpfige Grasstellen stapften wir hinüber. In einem winzigen Gärtchen fristete spärliches Gemüse sein Dasein und mattfarbige Blumen blickten erschöpft durch das Holzgitter zu ihren Schwestern, die aus den kleinen Fenstern des Hauses herauslugten. Die Thüre stand offen, aber niemand rundum war zu sehen, und unsere Tritte klangen hart und laut auf dem schmalen Antrittsteine vor der Schwelle.

Kein menschliches Wesen regte sich; durch den engen, mit Gartengeräth verlegten Borraum traten wir in die Stube. Sie sah feiertäglich aus; die reine Diele, die weißen Tüchlein an den blumenbestandenen Fenstern, die blankgeputzte Platte des Tisjungethüms verriethen eine weibliche Hand. Ich suchte nach den

Bewohnern, der Arzt hatte einen gefunden. In der anstoßenden Kammer saß ein blühender Knabe mit einem alten Hute spielend auf dem Boden und starrte uns mit offenem Mündlein an. Neben dem Kinde stand auf einer Truhe eine brennende Kerze nebst einem Weihwasserbehälter, und auf zwei gegenüberstehenden Stühlen lag an der Wand ein starkes Brett, darauf eine verdeckte Last.

Schweigend hob der Doctor das weiße Laken empor. Da ruhte der Balbauer in verschossenem Todengewande, die Hände über dem schwarzen Kreuze gefaltet, an der Brust ein Rosmarinzweiglein.

„Und hebt's ihr mich einst in die Truhen hinein,
Aht legt's mir auf d' Brust ein' grün' Rosmarein.“

Das Antlitz war starr, in das hatten die Sorge und geheimes Weh ihre Rinnen gegraben. So war der Mann, der auf Erden seine Heimat verkauft; nun hatte er eine neue gefunden.

„Einen Bauch hat er wie eine Trommel“, meinte der Arzt, nachdem er den Todten wieder bedeckt, „das hat der Balbauer bei seinem kargen Sterz auch nicht gedacht, daß er an zu vollem Bauche sterben werde. Komm, Bübel, das ist keine Luft für Dich!“

Damit setzte er den Kleinen in die Stube hinaus, schloß die Kammerthüre und aufathmend verließen wir den dumpfen Raum.

Als wir ins Freie traten, lehnte am Thürstock ein junges, bleiches Weib, das uns mit leisen Worten begrüßte. Es war die Tochter des Verstorbenen.

„Morgen, Hanna, holst Dir den Todtenschein“, redete sie mein Genosse an. „Wirst wohl nimmer lang da sein — gehst in die Sagemühle?“

„Na“, antwortete das Weib, „i fahr in d' Stadt und steh in an Dienst ein“.

„Du auch, Hanna? Nun, ich werde bald kein bekanntes Gesicht mehr da herin finden, alle geht ihr auswärts, Gott besser's!“

Die Angesprochene erröthete und strich mit der Linken wie träumend über die Stirn. „Der Vater von mein' Bübel is in der Stadt Bräuerbursch, da san mir halt dann näher. Ja, wann mir dös Haus no hätten, aht könnt'n mir heiraten — is aber koa Leben mehr da in Graben“.

Diese leisen Worte klangen wie Vorwurf und der Doctor verstand ihn.

„Der da d'rinn“, sagte er, „kann nichts dafür, und der andere hört's nicht“.

„Is eh wohl wahr“, seufzte Hanna, „wird halt so sein müassen. Den Batern is's eh schwarz auf'n Herzen g'legen sein Lebtag; wa' i a Mannsbild, hätt' er's eppa nit hergeben, 's Haus, aber a Dirndl suacht eh meist sein Glück anderwärts. Lang hat er si g'halten mit Müah und Noth, ast san die schlechten Jahr' anbrochen, d' Muatta g'storben — da wollt' er halt a rasten in seine alten Täg und hat's Geld von Grafen g'numma; is gleichwohl nit viel g'we'n“.

„Und dann?“, fragte ich.

„Dann war alles soweit guat. Aber wie i und mein Lois san bitten kema, wegen 'n Buab'n — daß er uns halt verzeihen sollt — da hat's 'n Batern stark an'griffen, fast hat er mir abbitt, daß er 'n Kind nit kan die Hoamat geben, und wie's da war, hat er's nit von Arm lassen vor Lieb und Sorgen. Dabei is er alleweil stiller word'n. Hiaz is er seli verstorben und die Herrschaftlichen warten schon außs Niederreißen. Mir haben nix mehr, i kann geh'n, wie i bin. Dö da droben“ — sie wies gegen die Gehöfte bergan — „halten si a neama lang. Der Graf hat abholz'n lassen, und seitdem is mit'n Acker ganz aus. Die Dienstboten geahn vons nach'n andern, is die Kost z' schlecht; für'n Bauern

und die Bäurin thuat sie's no', aber die Knecht' san halt heutigentags so viel extra“.

Der Doctor war sehr ernst geworden, er drückte den Hut tief in die Augen und schritt nach kurzem Gruße rasch bergab. Auf der Straße wartete er, bis ich nachgekommen war.

„Jetzt hast Du selbst gesehen, wie es hier zu- geht“, sagte er, „nicht bloß die große Welt ändert sich, auch der kleinste Gebirgsgraben hat sein Schick- sal und seine Geschichte. Nimmst Du dort oben die kleine Felswand aus, die durch den Hochwald herunterleuchtet? Dort ist eine Höhle, den Elfenitz nennen's die Leute, da hausten sieben schöne, gold- haarige Frauen, die sind oft zur Nachtzeit herab- gestiegen und legten den neugeborenen Kindern eine goldene Spindel in die Wiege; die brachte Glück. Ja, einstmal's walteten viele gute Geister in diesem Waldlande, aber jetzt sind die schönen Geschichten verstummt, die Leute haben keine Phantasie mehr, weil sie kein Glück mehr haben“.

„Und kein Glück mehr, weil ihre Phantasie verdorrt ist“, fiel mir ein.

„Es wird alles zu materiell“, fuhr der Arzt fort. „Jetzt fährt der Bauer auf der Eisenbahn zur Ausstellung in die Stadt, und sein Weib bleibt auch

nicht daheim; früher waren die geblumten Kasten voll der prächtigsten Hausleinwand und selbstgemachtem Loden, jetzt wird das alles feiner und — schlechter beim Kaufmann erhandelt, und den Dirnen bringt der Hausierer modischen Kram zum Bette. Der Hausfleiß ist im Versiegen, und um die schlechte Ware vertauschen die Bethörten das alte Silbergeld in der Truhe. — Wohl sieht der Bauer manch gutes Ackergeräth und manch rare Maschine in der Stadt, meinst Du? Aber wenn er das eingewurzelte Mißtrauen besiegt hat, fehlt doch das Geld dafür immer mehr. Dort die Rebblaus, bei uns der Wildschaden, die schlechte Ernte und nicht zum wenigsten die systemlose Grundsteuer. Du findest da herinnen desto mehr hölzerne Pflüge und Eggen, je mehr der verschlechterte, von Riesel und Sandmuhren heimgesuchte Grund nach Eisen schreit“.

„Und die Regierung“, fiel ich wieder ins Wort, „die kümmert sich nicht um die Leute? Ich hörte doch in der letzten Parlamentsperiode, daß ein Abgeordneter dieses Kronlandes, der wohl fachkundig ist, eindringlich über die bäuerlichen Verhältnisse sprach. Die Collegen lachten ihn aus, ich weiß nicht warum, aber es ist die Pflicht der Regierung, seine Vorschläge zu prüfen!“

„Gut Ding braucht Weil“, brummte der Doctor erbittert, „auch wo Gile noth thut. Indes ist ja die Regierung zärtlich besorgt; sie nimmt die besten und stärksten Kräfte und stellt sie unter den Stolz des Reiches, in die Armee; dafür schickt sie die Pfändungscommission zum Steuereintreiben. Die Söhne kehren selten zurück. Denen gefällt die Stadt besser und die Fabriken zahlen auch mehr, aber die Steuerboten kommen schon wieder, bis das Maß voll ist. Das ist die richtige Zeit für den Güterschlächter. Er macht der höchsten Noth ein Ende, zahlt bar aus, und bis zu seinem armseligen Versterben zehrt der Bauer von dem Preise seiner Heimstatt. So geht der Bauernstand in den Alpen langsam zu Grunde, bis — nun die Folgen werden ja kommen“.

So hatten wir allmählich den Ausgang des Engthales erreicht. Da hielt mein Gefährte und lehnte sich zurückschauend an einen Holzzaun, der die Wiese vom Wald abtrennte.

„Dort oben“, hub er nach einer Weile an, „unter dem Elfenst, lag ein Bauerngut, das gehörte einem braven, lebensfrohen Manne. Der hatte mehrere Söhne. Auch über ihn brach das Unglück herein. Die Seuche wüthete unter dem Vieh, ein Bergsturz

verschüttete den fruchtbarsten Grund, und als er ans Abräumen gieng, schlug ein fallender Baum den ältesten Sohn zum Krüppel, den zweiten führte die Pflicht in die Kaserne. In einer schwülen Julinacht kam er wieder, bleich und mit glimmenden Augen. Das Heimweh und die Liebe, zwei Mächte, die in diesem Volke mit elementarer Gewalt herrschen, hatten ihn heimgetrieben. Zwei Tage darauf stiegen die Landjäger den Waldweg empor und pochten mit den Gewehren ans Thor. Mit einem Bruder entsprang der Verfolgte in das Dickicht. Wochenlang hielten sie treu zusammen und führten ein unstetes Wildschützenleben. Endlich stießen die Brüder mit den Jägern zusammen; der Jüngere fiel mit durchschossener Brust, den anderen trieben sie blutend und mit gebundenen Händen an seinem Vaterhause vorbei. Er starb kurz darauf an einer Lungenentzündung. Der lustige Bauer war ein stiller Mann geworden, der tagelang vor sich hinstarrend auf der Bank vor dem Gehöfte saß und alles seinem Laufe überließ. Die Dienstleute verloren sich, unheimliche Gerüchte giengen im Thale um und das Anwesen verfiel. Das war um die Zeit, als der Gutsherr anhub, die verstreuten Höfe auf seinem Jagdgebiete auszurotten. Er kam auch zu dem gebrochenen Manne

da droben. Der aber erhob sich grimmig gegen den Versucher und fiel ihn mit der Hacke an. Bleich bis an die Lippen eilte der Graf davon, der Alte aber schlug hinter ihm der Länge nach zu Boden und erhob sich nicht wieder. Da muß der Krüppel in Verzweiflung Feuer in das Haus gelegt haben; denn als die Leute im Dorfe unten das Bett aufsuchten, schlug aus dem Walde helle Lohe empor, und als die Hilfe den Elfenitz erreicht hatte, fand sie einen Schutthaufen im Kranze der Fichten. . . . Das ist die Tragödie vom Waldbauern und seinen Söhnen“ — —

Der Arzt wandte sich zum Weiterschreiten, und als ich in sein Gesicht sah, glänzten seine Augen in feuchtem Schimmer.

„Ich bin auch einer“, antwortete er auf meinen betroffenen Blick.

Wir stiegen ins weite Thal nieder; als wir das Dorf erreichten, stand die Sonne tief im Westen und dunkle Schatten breiteten sich über das Waldland. Im Schlosse wurden eben die Lichter angezündet und strahlten stolz hinaus in die Dämmerung. —

Das sind alte Geschichten, höre ich einen sagen. Ich kann es nicht leugnen, die Geschichte ist alt,

aber die Thatfachen sind in jenen Landen noch immer neu, und es kann sein, daß die Bücher einmal erzählen werden: In diesem herrlichen Gebiete wohnte einst ein biederes Geschlecht, von Gott und der Natur zum Herrn und Pfleger darüber eingesetzt, aber die Noth der Zeit rottete es aus und niemand erbarmte sich seiner.

Der Margreiter Franzl.

Der alte Margreiter Franz sitzt auf der Holzbank vor seinem Häuschen. Er drückt den grauen Kopf in die weiche Flut der bunten Hängenecken, die von den kleinen Fenstern auf die gebräunte Lattenwand niederwallen und schaut sinnend über das Dorf und den Thalgrund hin.

An dem Wege, der sich an ihm vorüber die Lehne hinanzieht, wuchert das Gras. Ab und zu streicht eine Staubwolke von der Seitengasse herauf, die unweit an der Brücke in die Hauptstraße mündet. Mancher unten Vorbeigehende nickt dem Rastenden freundlich zu. Es ist Sonntag, und der Alte, der auf dem Bahnhofe jenseits des Ortes ein bescheidenes Aemtchen inne hat, ist heute dienstfrei.

Ueber Dächer und Bach schaut der Kirchturm herüber. Seine Glocken laden die Dörfler zum Nachmittagssegen, aber der alte Margreiter feiert seine Andacht lieber in Betrachtung der friedlich träumen-

den Natur, der wundersamen Schöpfung des Herrn, als im engen, dunstathmenden Gedränge der Kirche.

Wie himmlisch klingt das Rauschen des Baches drunten in dem tiefen, steinumfriedeten Gerinne, das Jubilieren der Lerche hoch droben über den schnittreifen Saatsfeldern — um wie viel wehevoller als das wirre Lärmen der oft würdelosen Chormusik mit ihren fremdsprachlichen Weisen!

Er ist kein Kirchenbesucher und dennoch frommer als die Eiferer und „Himmelstrager“, die daheim polternd und fluchend Weib, Kinder und Gesinde quälen, oder mit pfißiger Verschlagenheit den Nächsten überlisten, durch kleine Geschenke an die Kirche aber ihr Anrecht auf den Himmel gesichert wäñnen.

So rastet er nun, der alte Margreiter Franz, und wie fein ruhiger Blick über die sonnige Landschaft schwebt, gaukeln Bilder seiner frohen Jugend, der übermüthigen Almfahrten, der schweren Militärjahre und des harten Brotverdienstes vor seiner Seele. In seinem noch immer frischen Antlitze spiegeln sich die inneren Stimmungen; bald spielt ein Lächeln um den struppigen Schnurrbart, bald weht ein Seufzer durch die gesunden Zähne, oder die Stirne faltet sich ein wenig.

„Ja“, sagt er plötzlich zu sich selber, während er den Körper vorneigt und die Hände über den Knien faltet, „so wird's halt a mein' Franzl geh'n! Bia der Bota, so der Bua. Bei uns armen Leuten löst vans dös ander' ab. Wann er nur brav bleibt! Hiaz derweil hat er guat sein als Postknecht, aber in a paar Jahrl'n kimmt d' Assentierung, und solche Buam lassen s' nit aus bei die Soldaten!“

Wieder versinkt der Einsame in stummes Brüten; dann lacht er behaglich vor sich hin: es ist ihm der dicke Major eingefallen, dessen riesige Körpermasse den Pferden fast das Kreuz abdrückte, und der doch nur eine Fistelftimme besaß, die beim Commandieren stark gickte, als ob ein Hahn sein Kikeriki in die Morgenstille trompetete. „Wird schier a zu dö Dragoner müaß'n, der Franzl, wie i“, nickt der Sinnende nach einer Weile, „mit'n Ross'n kann er hiaz schon sauber umgeh'n. Ob er mir a so rechthaberisch und umanandloahnad zruckimt, 'n Kopf voller Weiber-g'schichten und Aufschneidereien, wie die Mehrern? Moan nit! Hat a guat's Herz, der Franzl, und fleißi arbat'n mag er a. Wann er nur brav bleibt!“

Der Franzl ist sein einziges Kind. Die Mutter ist frühzeitig gestorben und seither hauste der Margreiter mit seinem Buben allein in dem Häuslein

„auf der Leiten“ und hielt sein Anwesen rein und sauber. Wer das Gütlein sah, das wie ein Blumentopf auf die Dorfstraße hinablickte, hätte es eher für das Heim einer lieblichen Dorfschönen gehalten, als für die Wohnstätte eines derben „Eisenbahners“. Franzl hatte die Schule besucht und war ein anständiger, geschickter, aber stets in sich gefehrter Schüler gewesen; dann trat er beim Postmeister „in den Dienst“ und hatte es gegenwärtig zum Postknechte gebracht, der täglich mehrmals den gelben Wagen zur Station lenkte, um die Poststücke abzuliefern und die einlangenden abzuholen.

Den Sonntagnachmittag pflegte Franzl seit seiner Uebersiedlung in den Poststall beim Vater zu verbringen. Deshalb blinzelt dieser heute so oft nach der altersgrauen Thurmuhhr, je näher die Stunde für die Durchfahrt des letzten Zuges rückt.

„Hiaz spannt er ein!“ murmelt der Wartende und lugt zur unteren Brücke, von der aus sein Sohn im Vorüberfahren heraufzugrüßen oder den Gruß durch heftigen Peitschenknall auszudrücken gewohnt war.

Endlich hallt das Rollen des Wagens durch die Sonntagsstille, die Pferde nicken um die Ecke, das gelbe Gefährte poltert über die Brücke und der Alte holt mit der Peise aus — aber — das ist ja nicht

sein Franzl, der dort wenige Augenblicke sichtbar gewesen? Der Margreiter Franz reibt sich die Augen, allein mittlerweile ist die Kutsche schon hinter den Häusern verschwunden.

„War er's oder war er's nit? I woaß nit, mi' ziemt frei, daß meine Augen nachlass'n seit an Gicht. — Eppa is 'n Buam was — die leßt'n Täg, wo i 'n g'feh'n han, is er mir frei a weng anders fürkema. Na — er wird's wohl dena g'we'n sein? Muuß i extra aufpass'n, bald der Wagen zruckkint.“

Unterdessen verkündet das Läuten der Glocke den Schluß der Vesper, und bald nachher wallen die heimkehrenden Kirchgänger von der Brücke her in die Seitenstraße, viel Weiber und junges Volk; die Männer sind zumeist an den Wirtshäusern gestrandet. Die Näherkommenden heften schon von Weitem ihre Augen auf den alten Margreiter, etliche tuscheln und blicken dann mit so ungeschickt geheuchelter Unabsichtlichkeit in den Bach hinunter, daß dem Beobachter das merkwürdige Gethue auffällt. Deutlicher noch zeigt die Lahnhoferin eine ungewöhnliche Empfindung, indem sie plötzlich auf dem gewohnten Wege gegen das Margreiterhäuschen kehrt macht und einen Umweg einschlägt, der sie um ein Beträchtliches später nach ihrem Anwesen bringt.

„Om“, stutzt der Alte, „was geht denn dö heunt ent auf? Schaut schier gar aus, wia wann s' nit bei mir dabei möcht“. Die Vorüberkommenden erwidern seinen Zuruf wie sonst oder sie grüßen herauf, aber es liegt etwas Gezwungenes in ihrem Wesen, obgleich niemand sagen könnte, worin es besteht. Die Posseggerin bleibt sogar wider ihren Brauch einen Augenblick stehen und fragt: „Na, Margreiter, bist wohl allweil wohlau? Is Dir wohl guat heunt?“

Er wiegt, verwundert den Kopf. „Dank der Frag“, knurrt er zwischen den Zähnen, da sie die Pfeifenspitze halten, „was soll mir heunt nit guat sein? Schau, die Posseggerin hat do' fist nia g'fragt.“

Auch die Sattlerin kommt des Weges, an jeder Hand ein Kleines und ein paar voraus. Ein stumpfnasiger Blondkopf wendet sich zurückblickend nach der Mutter und weist gegen das Haus. „Da schauts, Muatta, da fist 'n Franzl sei' Bota!“

„Bist stad!“ zürnt die Frau und trachtet vorwärts. Der kleine Bub aber sucht eilfertig das Wort zu retten, das ihm auf der Zunge liegt.

„'n Franzl sperr'n s' ein!“ schreit er keck über den Gang herauf, dann läuft er, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die rechte Seite der Mutter und

greift nach ihrem Kittel. Dem alten Manne geht ein Stich durchs Herz. Er nimmt die Pfeife aus dem Munde und grollt: „Pfiu Teufl, solche Reden! Du kunst a dein' Buam besser ziagn, Sattlerin, daß er nit so unb'schaff'n daherredt!“

„Soll an iads auf seine Kinder schau'n!“ gibt das Weib spitz zurück, und der Kleine schreit im instinctiven Gefühle seiner Sicherheit neben der schützenden Mutter in boshaftem Wagemuth: „Ja, einsperr'n, einsperr'n, einsperr'n thuan f' 'n Franzl!“ Seine letzten Worte verhallen schon um die Ecke der nächsten Häusergruppe.

Der Margreiter Franz raucht nicht weiter; er hält den grauen Kopf seitlich geneigt und lauscht dem Klange in seinem Ohre. „Bin i heunt verhext? I siach nit recht, und i hör nit recht —“ Beunruhigt steht er auf und starrt vor sich hin.

„'n Franzl — sperr'n f' ein — — hat er nit so g'sagt?“ Wieder zuckt sein Herz.

„Ah, narrisch! Meh' sollten f' 'n Franzl einsperr'n? So a braver Bursch — hat nia was ang'stellt — ah! — er is do' mein Bua!“ Rathlos lugt er mit forschenden Augen gegen die Brücke zu, als fürchte er ein Unheil unterwegs.

Den Pfad herauf schreitet der behäbige Pfarrer, hinter ihm der Lehrer und dessen Freund, der junge Arzt, der sich erst vor kurzem in der Ortschaft ansässig gemacht.

Halb unbewußt greift der verwirrte Greis nach seiner Kappe. Der Pfarrer lüftet gemessen den hohen Hut und sagt so seitüber mit seiner fetten Stimme: „Fleißi' beten, Franz, fleißi' kirchengeh'n, daß unser Herrgott wieder sein' Gnad' schenkt!“ Damit stapft er breitspurig weiter.

Der Lehrer streicht seinen schwarzen Krausbart, bleibt stehen und legt die Hand auf die Schulter des Alten, der die anzüglichen Worte des Geistlichen verständnislos hingenommen.

„Nehmt Euch's nicht zu hart, Margreiter. Es war nur ein Fehltritt. Der Franzl ist ja nicht schlecht; er wird sich wieder auf den rechten Weg emporarbeiten“.

Der Beklommene ist wie vor den Kopf geschlagen. Ein Röcheln gurgelt aus seiner Kehle. „Was — hat's denn mit ihm? I woaß nit — was d' Leut' woll'n!“

Voll tiefen Mitgeföhls schaut der Lehrer den Graukopf an; da schiebt ihn der Arzt weiter, indem er sagt: Laß' ihn allein, 's ist besser — —“

Und die Männer verfolgen ihren Weg. Eine fürchterliche Angst erfaßt den Verlassenen, das Herz schlägt ihm bis zum Halse.

„Es is was g'scheh'n — es is was g'scheh'n!“
Er stöhnt es mit halbgelähmter Zunge, mechanisch läßt er die Pfeife auf die Bank gleiten und taumelt den Weg hinunter zur Straße. Das blendende Staubband hebt sich bis zu seinem Auge und versinkt, als glitte es unter seinen Füßen weg, die Schranken der Brücke neigen sich, und die Häuser wanken. . . .

Menschen stehen in Gruppen auf dem Platze. Der Gemeindediener hat etliche um sich versammelt und schreit: „Ja freili', 's Geld halt, 's Geld hat'n vablendt! Schad' um den Buam! Schlecht is er nit, schlecht nit, siß hätt' er's g'scheita ang'stellt. 'n Postbeutel mit die Silbergulden im Bett versteck'n, wo mir 's auf'n ersten Griff glei findt —“

„I kann's nit glaub'n von Franzl“, zweifelt ein riesenhafter Bauer. „Wer woaß, wer da dahintersteckt? Aus Eiganen thuat der Bua dös nit!“

Der vorüberwankende Margreiter preßt die Hand ans Herz. „Der Franzl? — Eppa do' an and'rer? — — — Grüaß Gott!“ leucht er eine Schar Neugieriger an; sie erschrecken, blicken ihn

an und treten in unbeholfener Scheu zurück? „Sie scheuchen mi' — himmlischer Bote — sollt's dena mi' treffen?“ Er schwankt und stolpert weiter gegen den Gasthof „zur Post“ und gewahrt es nicht, wie die Leute bei seinem Anblicke sich theils mitleidig zuflüstern und winken, theils neugierig hinter ihm nachzögern.

Just biegt er gegen das stattliche Posthaus mit den bunten Freskomalereien an der Vorderseite ein, da stößt er mit dem Bürgermeister zusammen.

„Jessaß, der Margreiter! Geh' hoam, dös is nix für Di' — Du bist a braver, rechtichaff'ner Mann, mir wissen's ja alle — mein Gott, der Franzl —“. Das gutherzige Gemeindeoberhaupt will den zitternden Alten zurückdrängen und schon scharen sich etliche Männer in gleicher Wohlmeinung um ihn — da weicht jeder Blutstropfen aus dem Antlitz des Aufgeregten, er wirft den Kopf in den Nacken, sein Mund öffnet sich zu einem erstickten Aufschrei, und die Augen starren in trostlosem Entsetzen gegen das Thor — auf der Schwelle erscheint, vor dem blitzenden Bajonette des Gendarmen, mit bleichen, verzerrten Zügen, mit gefesselten Händen, die gebrochene Gestalt seines Sohnes. „Führt's 'n zruck — zruck!“ deutet mit heftiger Geberde der Orts-

vorsteher — allein zu spät — Vater und Sohn haben einander ins Auge gefaßt.

Ein jäher Krampf durchzuckt die Glieder des blutjungen Burschen, er stürzt vor, er hebt die gebundenen Hände inbrünstig gegen den regungslosen Vater und fleht mit dem Jammer der verzehrendsten Reue: „Vota — mein Vota — verzeiht's mir!“ Die Thränen schießen über sein Gesicht, die blassen Lippen fliegen, und ruckweise zucken die Zähne gegeneinander.

Durch den schwirrenden Menschenhaufen geht eine tiefe Bewegung, selbst der Postmeister, der die Escorte begleitet, nagt an seinem buschigen Schnurbarte und schaut unsicheren Blickes auf die Begegnung.

Langsam erwacht der alte Margreiter aus seiner Erstarrung, abwehrend neigt er sich zur Seite und sagt tonlos: „Na — dös is nit — mein Sohn!“ . . . Fählings aber preßt er die Fäuste gegen die Stirn und drängt mit wilder Hestigkeit gegen den Schluchzenden. „Bua — dös hast nit von mir — sag's, daß 's nit mein' Schuld is! Han i Di' nit allweil den recht'n Weg g'weist, war nit all'weil mein' Red: Bleib nur brav!? Und Du — Du thuast mir dös? In meine alten Täg thuast Du mir dös? — Ah, führt's 'n weg, von Stund' an, sag' i mi' los von Dir — mein Kind bist neama!“

In Verzweiflung, als sollte ihn der Erdboden verschlingen, krümmt sich der Verstoßene vor dem zürnenden Vater, wimmernd schlägt er die Hände vor's Gesicht, daß die feine Stahlkette klirrt; da hebt ihn der Landjäger mit kraftvoller Faust empor und führt ihn eilig durch die ausweichende Menge, die sich rasch hinter den beiden schließt.

Der unglückliche Vater schaut ihnen mit heißen Augen nach; er wischt mit der Rechten über die Stirne, als streife er einen bangen Traum aus seinem Gedächtnisse, dann wendet er sich in rauhem Tone gegen die Nachbarn: „Das größt' Unglück, was ein Vater treff'n kann, is a mißrathen's Kind — Leut, ös wißt's es, mein' Schuld is's nit!“

Ein vierschrotiger Lastträger im blaugestreiften Kittel, ein Dienstgenosse Margreiter's, der ihn seit seinen Jugendjahren kennt und auch sein Waffengefährte gewesen, faßt ihn am Arme und redet ihm treuherzig zu: „Laß gut sein, Franz! Mir zwoa haben schon ärgere Schlachten mitanander g'schlagen und san do' no' da. Kim, geh' mit mir!“

Der andere weist den Zuspruch mit matter Geberde ab. „Dös is das ärgste, mein Herz hat er z'treten! Hiazt bin i alloan — ganz alloan!“ Er flüstert's vor sich hin und wandelt gebeugten Hauptes,

ohne rechts oder links zu blicken, in sein einsames Heim. Die Leute verlaufen sich, es dunkelt, aus den Häusern glänzen die Lichter, ein paar Bursche singen am Dorfbrunnen vorbei, droben auf dem Hügel jauchzt einer, dann wird's still. . . . Durch die Finsternis tappt der Lehrer den Weg zum Margreiterhäuschen hinan. Es liegt in tiefem Dunkel, innen und außen. Den späten Besucher überläuft ein Schauer. „Wie ein Grab“, flüstert er. Dann lauscht er am Fenster.

„Margreiter!“ Es regt sich nichts.

„Margreiter! Wer gefehlt hat, kann seine Schuld wieder gut machen. Seid nit zag! Ein guter Trieb findet zulezt wieder den rechten Weg“. Nun ist dem Lauschenden, als dringe ein herzerreißendes Weinen an sein Ohr.

Traurig sucht der Lehrer seinen Weg zurück.

* * *

„Daß man 'n Margreiter gar neama fiacht!“ wundern sich die Leute, wenn sie unter dem Heim des Alten vorüberkamen.

Seit dem Unglückstage, der seinen Sohn in das Strafhaus geführt, war der Greis menschenscheu geworden, und nimmer sah man ihn, der früher an jedem Abende vor dem Hause sein Pfeiflein schmauchte, von der Bank hinausfinten in den Sonnenuntergang.

Der eine, der sein Vertrauen betrog, hat es ihm für alle geraubt. Unerbittlich zürnte er dem Verirrten und vermied es, von ihm zu reden; geschah dies von anderen in seiner Gegenwart, so schwieg er und verzog keine Miene. Die Saite, die vormals in Vaterstolz und Zärtlichkeit erklang, schien gerissen und stumm zu sein, für alle Zeiten.

Und doch hatte die Meinung im Dorfe, die oft bei geringfügigen Anlässen ihre scharfe Zunge übte, ein mildes Urtheil über die Verirrung des jungen Blutes gefällt. Auch der Richterspruch hatte dem Reuigen, der einer plötzlichen Versuchung erlegen, in Anbetracht seiner Jugend und seines vordem tadellosen Leumunds nur eine geringe Strafe zuerkannt. Der Lehrer war es, der dem alten Margreiter in zarter Theilnahme die Nachricht brachte, mit dem Zusatze, daß der Franzl in dem nur wenige Stationen entfernten Strafhause seine Bußzeit verbringe und nach einem Jahre heimkehren werde.

„Verschließt Eurem Kinde nicht das Vaterherz! Der Bursche wird den guten Kern seines Wesens hinfort beweisen; man darf den Reuigen nicht zurückstoßen, sonst verfällt er leicht einer größeren Gefahr“.

Regungslos und finsternen Blickes hatte der Alte dem Zuspruche standgehalten, dann streifte er rauh

mit der Faust über die Tischplatte und entgegnet:
„Geltsgott für Ihre gute Meinung, Herr Lehrer,
aber mi' geht's nix an. Mein Nam' is a ehrlicher
Nam' und zeitlebens han i 'n g'hüat vor jeden Fleck.
Daß a and'rer Mensch a so hoast wia i —“ und
der Unerbittliche zuckte die Achseln und wandte sich
schroff ab. Dabei blieb es. Verschllossen gieng er
seinem Dienste nach, kehrte auf Umwegen heim und
entfremdete sich allmählich den Dorfgenossen. Was
er einsam in seiner Behausung that, ob sein Herz
wirklich nichts mehr von seinem Kinde sprach, keiner
wußte es. Mancher grollte ihm ob seiner Härte
gegen das eigene Fleisch und Blut, und der Post-
meister sprach mehrmals sein Bedauern darüber aus,
daß er „im ersten Zorne“ das Vergehen des jungen
Knechtes der Behörde angezeigt hatte, statt den sonst
verwendbaren Burschen nach Ersatz des Schadens in
aller Stille zu entlassen.

So floß der Herbst dahin, und auch der lange
Winter verstrich und zog seine Schneehüllen von
Berg und Thal. Die Schwalben kehrten wieder,
und aus dem braunen Boden sproßte das junge
Gras. Heftige Regengüsse folgten der Schneeschmelze;
da befreite sich aus den vereisten und vermuhrtten
Bergschründen eine unheimliche Gefahr, sandte ihre

Schreckensboten niederwärts, gurgelnde, schmutzige Wasserläufe, die allenthalben neue Bundesgenossen trafen, aufnahmen und in dem Bache sammelten, der sich aus dem walderfüllten Graben herausschlängelt, mitten durch die Ortschaft eilt und sich unterhalb derselben, nachdem er der Dienstbarkeit schnarrender Sägewerke entronnen, wieder in dunkle Waldwildnis stürzt, brausend in kühnen Sprüngen von Fels zu Felsbank setzt, um endlich nach wenigen Stunden gebändigt, in breitem Laufe dem Hauptstrome des Landes, der Enns, zuzuwallen.

Die Dörfler waren den jährlichen Lenzkampf mit dem ungeberdigen Bergsohne von altersher gewohnt, heuer aber tobte dieser so dröhnend an die Wohnstätten heran, daß der Lärm seines Zornes weithin vernehmlich war und des Nachts manch aufgeschreckter Schläfer mit bangem Ohre dem Donner der Wassermassen lauschte.

Auch aus dem Moorgrunde des Hochthales schwellten die Wasser empor, leckten mit gierigen Zungen immer weiter und weiter in die Wiesen, bis sich ihr Spiegel in dem austretenden Schwalle des Baches trübte und nur mehr die gerade Linie des Bahndammes und einzelne Erlengruppen aus dem ungeheuren See herausragten.

Auf der Hügellehne, die das Dorf gegen Morgen hin umfaßt, standen zu jeder Tageszeit Scharen von Dorfbewohnern; sie blickten in Besorgnis über die Öde und hinauf zu den strömenden Wolkensträhnen und lauschten dem langgezogenen Pfiff der Locomotive, der wie ein Klageruf herüberscholl, und dem drohenden Donner des Baches, der zornig darauf zu antworten schien.

Die Waldstraße, die längs des Bachbettes aus dem Graben herauswandelt, bröckelte langsam in schweren, klebrigen Blöcken in den Wasserlauf, die Sägen standen still, die hohen Bretterschichten, die sich längs der Straße aufthürmten, brachen schmetternd zusammen, und die weißen Latten, von dem Strudel erfaßt, glitten pfeilschnell von dannen. Bleich räumten die Bewohner einer nahegelegenen kleinen Ansiedlung ihre Heimstätten und flüchteten verstört und wehklagend in das Dorf. Auch hier stieg in den unweit des Baches stehenden Häusern das Wasser aus den Kellerräumen bis in die Stuben und quoll aus dem Flur auf die Straße hinaus. Nothdürftig wurde der Verkehr auf Balken, Kisten und Fässern von Nachbar zu Nachbar aufrecht erhalten.

An der Brücke standen die Männer, mit langen Stangen bewehrt, um die heranschießenden Baum-

stämme von den Fochern abzuwehren und eine Anstauung zu verhüten. Die wackeren Holzknechte eilten von den Schlägen hernieder, in ihre Ledermäntel gehüllt und das Beil in der nervigen Faust. Muthig begannen sie nach Weisung ihrer Aufseher mit der Sicherung der Uferhänge, deren Abrutschung den Lauf des Baches zu verlegen und eine schreckliche Katastrophe heraufzubeschwören drohte. Raftlos, mit verbissenem Ingrimm trachteten die kühnen Gesellen ihren alten Feind auf sein Gebiet zurückzudrängen; sie fällten Bäume und bauten starrende Berhaue und blockierten die gefährdetsten Stellen. Theilweise angefeilt, hie und da fortgeschwemmt und von den Kameraden zurück ans Ufer gerissen, setzten die Helden in jeder Minute ihr armes und doch in Feierstunden an Frohsinn so reiches Leben aufs Spiel.

Des Nachts irrten die Laternen der Wasserwache gleich Leuchtkäfern längs der verwüsteten Gestade hin und wider, und angstvoll harrete die schlaflose Bevölkerung einem Schreckensalarm entgegen. Kein Auge schloß sich. Doch verschlich auch die vierte Nacht ohne ernstlichen Unglücksfall.

Der fünfte Morgen der Schreckenszeit brach an — trübe — trostlos und lauernd.

Greise und Frauen traten kummervoll aus den Häusern, viele mit geweihten Kerzen und Palmzweigen, und wandelten der Kirche zu, wo der Pfarrer ein Bittamt um Abwendung der Gefahr las. Die Schule blieb gesperrt, groß und klein wartete in düsterem Angstgeföhle auf Erlösung oder Untergang.

Ab und zu rief der grelle Ton der Feuerwehrtrompete die Männer zu einem Damnbruche, und dort wogten sie dann, von einzelnen Commandorufen geleitet, in athemlosem Ringen durcheinander.

Der Bahnverkehr mußte eingestellt werden.

Angefihts der wachsenden Ueberschwemmung hatte sich der Ortsvorsteher an die Behörden der Kreisstadt um Hilfe gewandt, und in vorgerückter Morgenstunde kroch mühsam durch die Wasserwüste der letzte Eisenbahnzug herauf, der eine ansehnliche Schar von Sträflingen brachte, welche landesüblich bei Wildbachverbauungen, Straßeneindämmungen und ähnlichen Arbeiten Verwendung fanden und nun der gefährdeten Ortschaft zur Verfügung gestellt wurden. Bald sah man die Zwischgewänder der Ankömmlinge, die mit Hacken, Schaufeln und Hebebäumen ausgerüstet waren, in der Menge der Arbeitenden auftauchen.

Bisher hatte sich die Haupt Sorge an der Freihaltung des Wasserlaufes oberhalb des Dorfes abgemüht, nun klemmte sich aber plötzlich der unheimliche Geist der Zerstörung mitten in der Ortschaft fest. Die herabschwimmenden Balken, Läden und Baumstämme verrammelten sich an der Brücke, drängten die Flut gegen die hohen Steinmauern und begannen an den Grundfesten der oberhalb der Brücke befindlichen Mühle und des gegenüberliegenden Poststalles zu nagen; schon war das Erdreich abgeschwemmt und das Mauerwerk lag bloß. Der Mühlsteg zersplitterte und sank krachend in Trümmer. Alle Hände haben vollauf zu thun, die Enge unter der Brücke freizuhalten. . . .

Die Noth des Heimatsortes hat auch den alten Margreiter Franz aus seinem Häuschen geschreckt. Lange spähte er von der Schwelle aus hinab in das Getriebe. Er fühlte, daß man seine greisenhafte Kraft nicht mehr brauchen könne, aber theilnahmslos vermochte er doch nicht zu bleiben. So tappte er die Wegstufen hernieder und gieng das Ufer entlang.

Troß der allgemeinen Aufregung blickte ihn mancher voll Ueberraschung an — er fühlte sich also doch noch zu ihnen gehörig?

Weiterschreitend wand er sich durch den wildbewegten Menschenhaufen, als er plötzlich vor einem jugendlichen Sträfling stand, dem eine Frau Labung bot. Der Bursche hatte den Spaten beiseite gelehnt, trank in raschen Zügen und reichte eben dankend das Glas zurück, da gewahrte er den Nahegekommenen. Fahle Bläße überzog sein Gesicht, wankend preßte er die Faust vor den Mund — er stand vor seinem Vater.

Auch der alte Margreiter erkannte seinen Sohn. Ein jähes Roth flammte ihm bis an die grauen Haare. Es war zu spät für ihn zurückzutreten; so wollte er denn schweigend vorübergehen. Allein der junge Bursche streifte mit leiser Hand an den Rock des Vaters und stöhnte: „Bota — nur van Wort — — nur anschau'n, mein Bota!“

Der Alte zuckte zusammen, einen Augenblick schien es, als wolle er sich dem Bittenden zuwenden, jählings aber riß er sich weiter, fuhr mit der Gebärde des Abscheues über den Armel, den sein Sohn berührt, und mischte sich hastig unter die vorübergehende Menge.

Bitterlich weinend neigte der Abgewiesene sein thränenüberströmtes Gesicht an das Geländer, und sein Körper bebte vor Leid und Scham.

„Marand Josef, der Franzl!“ staunte halb mitleidig, halb scheu die betroffene Frau, „Di' hätt' i frei neama kennt, Du armer Bua!“ Nur wenige hatten die Begegnung bemerkt, und auch diese wurden zur gleichen Zeit von dem Alarmrufe eines Menschen-
schwarmes erschreckt, der plötzlich durch die Straße stob.

„Der Sagbühel rutscht ah“, gellten sie, „reißt's die Bruck'n ein!“ Der Ortsvorsteher drängte sich durch die Erbleichenden und rief: „Mir nach, wer a Schneid hat — die Bruck'n muß weg!“ „Wann sich das abg'schwenimte Holz da speißt, fliegt die Mühl sammt 'n Poststall in Bach, und das ganze Dorf is verloren!“ schrie nun auch der Sägemeister, der die Masse des durch den Einbruch des Sägewerkes dem Spiel der Wogen überlieferten Holzvorrathes abzuschätzen wußte. Ohne Bedenken stürzte er mit dem Bürgermeister auf die Brücke, ihm nach ein Schwall Beherzter, der herkulische Schmied, der Lehrer, der die Ortsfeuerwehr befehligte, der Aufseher der Sträflinge und etliche Holzknechte. Athemlos hackten sie an dem Geländer, schraubten die Bänder los, hoben die Pfosten und schleiften sie auf die Straße, übergossen von dem Sturze der ausspritzenden Flut. Die an den Eichenjochen eingekeilten Sparren, von der Kraft des Wassers aneinandergedrückt, klirrten,

splitterten und knallten, und einzelne Trümmer sprangen wie Schleudersteine im Bogen empor. Die kühne Schar lichtete sich, und zuletzt blieb nur der riesige Schmied zurück. Sein blonder Bart triefte, das Schurzleder klatschte im Wind, und sein Mund sprudelte den Gischts zurück, der in sein Antlitz schlug.

„Hat der Teufl sein G'spiel?“ schraubte er, „weg muß das Glumpert!“ und mit mächtigem Ruck riß er an dem Gefüge.

Nur ein starkes Eisenband hält noch die Widerlager zusammen — da zwingt der entsetzte, vielstimmige Warnruf der Zuschauer und ein seltsames, immer näherkommendes Getöse auch den Recken zur Flucht. Behende greift er sich an den Geländerresten ans Ufer, sprudelnd und keuchend springt er auf den festen Grund und schaut mit finsterem Blicke in das wilde Element.

Was ist das? Die ganze Rinne, soweit das Auge reicht, ist bedeckt mit tanzenden, schiebenden, blendendweißen Läden — das Holzlager des Sägewerks. Dazwischen tauchen wie Riesenhäupter die buschigen Kronen abgerutschter Bäume auf — ein wirbelnder, schmetternder und donnernder Aufruhr.

„Gott sei uns hiaz gnädig!“ stöhnt der Bürgermeister auf, und lautes Weinen verschüchterter Weiber

und Kinder begleiten seinen Angstzug. In der Wegkapelle kniet der Pfarrer inmitten einer Schar kummervoller Beter und fleht mit feierlicher Innigkeit zum Himmel um Hilfe, die Nothglocke im Kirchturme sendet ihr wimmerndes Klagen über die Ortschaft hin.

Es hat zu regnen aufgehört, das bleierne Duster des Tages wich einer schillernden Lichtflut, und als ob der Himmel die Verzweiflung der Bedrängten höhnen wolle, bricht plötzlich das Wolkengebirge auseinander, und aus blauem Spalt schaut blendend die Sonne hernieder. Ein Schauer ergreift die Versammelten, hie und da fleht ein Auge hoffend empor — aber ein Blick auf die Umgebung zeigt das trostlose Bild der Zerstörung.

Als sei die Wasserflut gestockt, so staut und verspreizt sich in dem Bette ein Wirrsal von Holzblöcken, Latten und Stämmen, schon klimmen einzelne als Mauerbrecher an den Grundfesten der Gebäude empor — aber noch immer hält die Brücke stand, noch immer trohen die eisernen Widerlager unheilvoll dem ungeheuren Anpralle.

In diesem lähmenden Augenblicke der höchsten Gefahr löst sich plötzlich ein Mensch aus der Menge, ein schlanker Bursche in grauem Zwilchgewande, einer der Sträflinge, eilt auf die Brücke zu und

springt behend wie eine Katze über die glitschrigen Pfosten. Unbekümmert um den sprühenden Wogenschwalm, der ihn zu ersticken droht, um die Latten, die neben seinem Haupte zerschellen, um den betäubenden Knäuel von Krachen, Säusen, Splintern und Gurgeln stemmt er eine eiserne Brechstange mit übermenschlicher Kraft in die Klammern des ehernen Bandes und drängt mit gespannten Muskeln an den Hebel.

Todtenstill steht die Zuschauermenge auf beiden Ufern, wie traumbefangen hängt jedes Auge an dem Beginnen des Verwegenen. . . .

An der Mauer des nahen Schulhauses lehnt, kaum seiner Sinne mächtig, der alte Margreiter — bleich — mit weitaufgerissenen Lidern — — er weiß ja, wer der tollkühne Wagehals ist, und er ahnt, warum jener sein Leben opfert.

Da — die Klammern lösen sich, krachend springt das Eisenband, die Widerlager klaffen auseinander, eine mächtige Wassersäule zischt dazwischen empor, hoch bäumt sich die Holzwucht auf — ein entsetzliches Brasseln und Knirschen — ein hundertstimmiger Schrei — und mit erhobenen Armen versinkt der Retter des Dorfes in dem Gewirre der befreiten Masse.

Wie eine Riesenkugel überschlägt sie sich, und zerfahrend wirbelt sie in ungeheurem Schube stromab.

Wildes Stimmengebrause erhebt sich an den Geländen. Ueber dem einen verlorenen Menschenleben vergißt das Volk den abgewandten Untergang, und alles jagt in flüchtiger Hast dem unteren Dorfe zu, wo die seichten Ufer den Wogen Raum gewähren und der aufgepeitschte Tumult der Wasser sich in breitem Zuge beruhigt.

Die Voraussicht der Heranstürmenden hat nicht getragen — auf dem flachen Gestade, halb bedeckt von ausgeworfenen Holztrümmern, liegt der zerschmetterte Körper eines Menschen, die Kleider in Fetzen hängend, entstellt von Schlamm, Gisch und rieselndem Blute. Rasch wird er aus dem nassen Grabe in das Gras gezogen, der Lehrer kniet mit dem Arzte neben dem Leblosen und sagt mit zitternder Stimme: „Ich hab' mich nicht getäuscht, es ist der Margreiter Franzl“.

„Der Margreiter Franzl!“ fliegt es von Mund zu Munde, und ein dichter Kreis drängt um die Gruppe.

Ernst hebt der Arzt seine Rechte. „Er lebt noch, aber es ist kaum ein Knochen an dem braven Burschen ganz“.

Ein Murmeln geht durch die Reihen der Umstehenden, sie lösen sich, schluchzend und verstörten Antlitzes stürzt der alte Margreiter über den Leib seines Sohnes.

In demselben Augenblicke schlägt dieser die Augen auf — zum letztenmale.

„Bota!“ Wie ein Hauch weht das liebe Wort über die bleichen Lippen. „Franzl — mein braver Bua — Du bist do' mein Kind!“ weint der Erschütterte. Zärtlich streichelt er die eiskalten Wangen und umschlingt den Sterbenden mit seinen Armen. —

Ein Leichenbegängnis, wie jenes des Margreiter Franzl, hat das Thal wohl nie gesehen. Das Lob des opfermuthigen Burschen, der ein Vergehen durch eine Heldenthat gesühnt, klingt durch das ganze Land.

In dem Margreiterhäuschen hängt das Bildnis des Todten an der Wand, und der Vater vergißt an keinem Tage, das Grab auf dem kleinen Ortsfriedhofe zu besuchen. Er ist auch wieder ein anderer geworden, der alte Margreiter. Sein Auge hat wieder die Frische von ehemals und blickt froh und zufrieden.

Mit Stolz spricht der Greis von seinem heldenmuthigen Sohne: „Is do' a braver Bursch g'we'n, mein Sohn — der Franzl!“

Die Thalpeterin.

„Ja, die Thalpeterin! Allmal z' Allerheilig'n umanand fällt mir dös Leut ein.

Vor an etla Jahrln, um dieselbig Zeit, bin i amol ins Stoangrabl einigang'n und auf'n Bühel aufi geg'n's Rossangerlguat. Sakrisch kalt is's g'we'n, die ganz' Gegend war in Wind'l eing'facht und der Dachstwan hat obag'schaut wie der Niklo mit an großmächtigna schneeweiß'n Bart.

Wie i so auf d' Höh' aufiwat, kimt mir glei' ban Freidhof a z'nichts Weib'l entgeg'n. Mit an' langa Steck'n hat's a wen'g 'n Schnee aufbledert und in der andern Hand hat's a Körbl trag'n. Wie i's a so anschau, hat mir dös Leut g'fall'n. A G'sichtl wie an alter Fäusfling, aber zwoa Aug'n drein wie von an Zeiserl!

Hau, denk' i mir, dös is vane, dö! D' Haut is alt word'n, aber der Spitzbua drein is jung blieb'n.

's Weib'l schaut mi' a an, aft bleibt's steh'n und gach
hebt's ins finga an:

Bin a lustiga Bua,
Han koan Strumpf und koan Schua
Und im Beutel koa Geld,
D wia schön is die Welt!

Nacher lacht's. — Kreuzsapra, han i's nit derrath'n
— dös is a lustiga Vogel? „Grüaß Gott, Muatter!“,
sag' i, „allweil lusti wohlauf? Dös is recht!“

„Freili' is 's recht“, moant's, „unser Herrgott
hat die lustigna Leut' gern. Geh't's eppa gar zu mir?“

„A beilei“, sag' i, „was soll i denn zu Ent
geh'n, wann mir eh schon beinand' san? Hiaz woaß i
aber frei nit, wer's seids“.

„I bin die Thalpeterin, kennt's mi' leicht nit?“
Und hiaz hebt's 'n Steck'n in d' Höh' und krah't
mir wieder daz:

Mei' Muatta is a Weiberleut,
Mei' Bota is a Man,
I bi a lustige Sennerin
Und han an sauber'n G'span!

„Ach'z'g Jahr' bin i alt, und es will's schon
glei' völli' nit extra mehr thwan, aber mein Herz
is no jung und 's Leben g'freut mi' halt dena
no, halt ja! D mei' lieber Herr, jungaweis' bin i
a saubers Dirndl g'we'n — und kreuzlustig! War dös
a Zeit! Die Buam san ba mir auf da Alm umanand-
kugelt, wia die Schmalznock'n — Faga und Wild-

diab, Holzknecht und Händler. Und bald's finster war, wa'n immeramol die Bauern a dag'we'n. Aber aft han i d' Hütt'n zuag'spirrt und außig'schrien: Ja Schneef'n, geht's zun Holzäpfelbam und beutelt's 'n a, i bin nit dahoam! Der reiche Roßangerlbauer is a kema, aber nit da hiazige, na, sei' Bota — oder haltaus, wird eppa gar sein Nehnl g'we'n sein, der alt' Schnipfer?! Mei', san alle schon in der Ewigkeit, netta i bin no' überblieb'n; der Herrgott mag mi' no' nit. Müass'n auf der Welt a lustige Leut' sein, hat er g'sagt“.

„Freili' wohl, Thalpeterin“, sag' wieder i, „aber der welche war denn nacher der Rechte?“

„Hau? Der Rechte habt's g'sagt? Dös war an armer Hascher und hübsch a Stück älter wie i. Ba die Franzosenkriag is er schon dabeig'we'n. Da is 's enk schiach zuanganga! Amol hat er müass'n zwölf auf amol 'n Kopf a'haun, Wurz ban Stingel a'haun! Ob's eppa do' wahr is, so was? Da is'n so der Grausen anganga, daß er ausg'spuckt hat und g'sagt hat: Na, ba den Schinderg'schäft, da thua i neama mit, und is aft hoamkema:

Mei' Man is a Soldat,
Is a lustig's Mandl,
Und der hat si' verknüpft
In mein Büatabandl!

Danach bin i amol a Zeit ba der Fleischhackerin in Deanst g'we'n und auf amol heb' i an z'woanan — hat mir neamd nix than g'habt. Fragt sie: Was röhrst'n hiaz? Sag' i: Mein, i bin a arm's Dirndl, fällt mir ein, daß i just nur zun Umanandschiab'n auf der Welt bin! Sagt aft wieder sie: Du bist a wen'g wild und anlassi; aber bleib' mir nur allweil a brav's Leut und geh nia nit mit an' Glumpert um, aft wirst schon Glück hab'n. Und wahr is' g'we'n! Bia mir aft g'heirat' hab'n, i und mein Mann, hat er Schulden g'habt und i netta a floans Kind, aber außs Handumdrahn san mir dreitausend Gulden reich g'we'n“.

„Schau der Mensch, habt's leicht gar an Terna g'macht?“

„Ah mein na“, wachelt die Thalpeterin, „aber der Mann hat g'sagt: Du bist mir so liab wie tausend Gulden! und i han g'sagt: Und Du bist mir so liab wie zwoatausend Gulden! No und döz gibt mitanand dreitausend!“ Ueber dö Rechnung hab'n mir a Weil g'lacht, die Thalpeterin und i. Nacher verzählt's weiter: „O mein guater Herr, dö Liab! Hiaz verargen dö dumma Leut' an' arma Dirndl, wann's an Buam gern hat — was thuat denn so a Hascherl, den nix g'hört auf der Welt

und dös an all End unrecht hat? Die Liab därf ma koan Menschen verreden, dös is a Sunn, dös bis ins lechte Winklerl von Herzen einischeint — und die dalkert'n Leut' verstengens nit, psui Teur! Die Bögerln liab'n si' ja a! — G'arbat hab'n mir von der Fruah an, und auf d' Nacht san mir banand g'we'n und hab'n uns gern g'habt. O die Liab, die schöne Liab!"

Und hiaz schaut mein' G'spannin mit großen Augen über d' Schneeg'waden hin, als wann s' weitmächtig' zrucksehnt in a vergang'ne Zeit, und an mi' hät sie si' ang'loahnt, als kunt sie's frei nit dertrag'n, was s' all's dalebt hat in die vielen Jahr'. Nach an Rand draht sie si' wieder zu mir und redt weita: Sieb'n Kina hab'n mir g'habt mitanand, und an iads kunt schon wieder an Buam hab'n, wie Sö san. Mein God, sie san aber schon alle g'storb'n. Da drent in Freidhof lieg'n s' alle sieb'n und mein Mann a. Bald i in der Fruah vabeikim, schrei' i allemal eini: Guat Morg'n allsant! und auf d' Nacht sag' i: Guate Nacht Leut! und so red'n mir alle Tag' bis i mi' a dazualeg' . . . Aber ba all den sag' i — der Herrgott will a lustig's G'sicht seh'n; mit die traurigna Lamentiertrücherln hat er koa Freud' nit. Neuli han

i erst zun Herr' Pfarrer g'sagt: Da ba Ent möcht' i nit sein, da is mir z'wen'g Sunn, auf d' leht vergang mir da 's Singa a no'? Hat mi' der geistli Herr auf'n Bugl g'haut — fest hat er mi' auf'n Bugl g'haut — und hat g'lacht: Du bist eh die rechte Thalpeterin, Du! Freili' bin i's, und hiaz geh' i in Pfarrhof und hol' mir a Supp'n. Leb'n will der Mensch, und a Freud' muaß er hab'n. Bald oan 's Leb'n g'freut, nacher is d' Welt schön — püat Gott! —

Mit den is mir die Thalpeterin davonganga und i han's a neama z' seh'n kriagt. Bia i in Summer d'rauf wieder ins Stoangrabl kim, han i wohl glei um sie g'fragt. Sagt mir der Rossangerlbauer: „Die Thalpeterin? Dö liegt schon längst in der ewig'n Ruah. In Ostersunnta hat's mein Moarknecht no' z' Mittag geg'n 'n Freidhof ohjuchaz'n g'hört, und wia d' Leut' aft zum Seg'n ins Dorf ganga san, hab'n s' die Alte drunt ban Gubern g'fund'n — auf die Staffeln is s' g'fess'n und war maustodt. — Is ihr Lebta a varruckt's Leut g'we'n, die Thalpeterin!“

„Mei' liaber Bauer“, sag' i d'rauf und schau zum Freidhof obi, „wann die ganz' Welt so varruckt wa' wia die Thalpeterin, o mein God — döz wa' g'scheit!“

Almrausch.

Morgen is der Binderjogglin ihr Namenstag
Und weil die Binderjogglin soviel gern an Almrausch
fiacht und ihr sel das allerliebste Bleaml is auf
der Welt, so denkt eahm der Binderjoggl, ihr Mann:
„Machst ihr a Freud und bringst ihr an Buschen
Almrausch hoam — der kost't nix“.

Steckt ast a groß Messer ein zun Abschneiden
und steigt aufi auf d' Sandlingalm, wo die ganz
Seiten voller Almvrösl steht, als wann d' Abend-
röthen von Himmel g'fallen wa', oha auf d' Stoan-
leiten. Intawegen, wia er schon bald oben is auf
der Alm, kimmt er beim Salzberg vabei; steht der
Zeugschaffer heraufst, der zwoa Kröpf hat und an
quat'n Wein und sagt: „Wo — gehst denn hin —
Binderjoggl? I hätt — a quats Weinkl — magst's
kosten?“ Denkt eahm der Binderjoggl: „Der Almrausch
vablüht no' nit; der Zeugschaffer hätt a quats Weinkl,
dös kost't a nix“ — und geht eini. Bei'n ersten Glasl

sagt er: „Du, dös Weinl is guat!“ Bei'n zweiten schmalzt er mit der Zung und sagt: „Du, dös Weinl is sakrijsch guat!“ Bei'n dritten Glasl haut er auf'n Tisch und sagt: „Du, dös Weinl is schon ganz verhöllet sakrijsch guat a!“ Bei'n vierten sagt er nix mehr und bei'n fünften liegt er unter'n Tisch und hat an Rausch. Der Zeugschaffer lacht, und auf d'Nacht gengen a etla Bergleut', dö mit der Schicht firti' san, ohl in's Dorf; dö zarrn 'n Binderjoggl mit und loahnen 'n zu sein Häusl an d'Wand. — Die Binderjogglin schlaft no nit und hört allweil bei der Thür draußt wen grona und kreißten. Sie nimmt d' Latern, und wie s' außileucht, find't s' ihr'n Mann.

„Issas Maria!“ schreit s', „der hat ja an Rausch!“

„I ja“, sagt der Mann, „Binderjogglin — morgen is dein Namenstag, und da han i Dir halt — an Alnrausch hoambracht!“

Die drei Seufzer.

A G'schichtl will i verzähl'n von an Bauern, der auf'n Bam sitzt und an' Ast ohsagelt. Rint der Fleischhacker daher und schreit aufi: „Se, Bauer, Du bist ja gar a Narr! Du schneid'st ja den Ast oh, auf den's D' sitzt — glei wirst ohafliag'n!“

Der Bauer redt' nix und deut' nix und sagelt weiter. Der Fleischhacker geht a weiter, und nach an Rand, wia er zruckkint, liegt der Bauer unter'n Bam in Gras, macht a dummm's G'sicht und sagt: „Oha — hiaz bin i ohag'slog'n“. — „Han Dir 's eh g'sagt!“ schreit der Fleischhacker.

„Bist aber g'scheit“, wundert si' der Bauer, „sakrisch g'scheit!“

„Sel moan i a“, bedeut' der ander', „wann Dir d'rum is, ast kann i Dir a sag'n, wans D' stirbst“.

„Wa' do' hellaus, Fleischhacker, bald's Du dös wiss'n thatst?“

„Wann's den dritt'n Seufzer g'macht hast, aft bist hin!“

Der Bauer geht hoam, und wia er einikimt ba der Thür, lamatiert sein Weib: „I kann Dir koan Sterz mach'n, Bota, is koa Stäuberl Mehl in Haus, und die Kina rewell'n vor lauter Hunger“.

Der Bauer greift in Sack, is nix drein; er schaut in d' Briastasch'n, is a nix drein; aft macht er's Kaff'l auf, is schon gar nix drein. Auweh! Da geht eahm sein' Armuat z' Herzen und thuat an schwar'n Seufzer.

„Dös wa's erstemal“, sagt er zu eahm selber, geht in d' Mühl', und der Müllner hat g'rad sein' z'widern Tag.

„Des habt's allweil an' Hunger und koa Geld“, fährt er glei 'n Bauern an, „bist mir eh no' an Hausen schuldi, Du! Wann wird's denn zun zahl'n? Dan Sack voll gib' i Dir no', — kost' halt a Guldenzett'l mehra, daß a Profit dabei is!“

Da geht'n Bauern wieder sein Elend z' Herzen. „D du harmherzige Welt, du!“ sagt er zu eahm selber und — thuat wieder an' schwar'n Seufzer.

Wie er mit'n Sack auf'n Bugl dahingehet und d' Sunn höllisch ohabrennt, fällt eahm der zweit' Seufzer ein. „O mein God“, sagt er, „oanmal no' — aht is' aus. Is eh kva Leben nit auf der Welt!“

Wie er so geht, kimmt er über a Wiesen; da rennen a Menge Säu umanand, kuglrund und specksoast. Bleibt er a wen'g steh'n und schaut zua: „Ah mein, dö Schönheit und dö Diab'n! Und der Bakauner doscht, dös is schon a muatsauberner Kerl. Jffalas, dö Schwarten, so krusperlat brat'n und an Wein dazua, ffstt!“ Aht schmalzt er mit der Zung', und aht rinnt eahm 's Wasser in Mäul z'samm und — thuat no' an schwar'n Seufzer. Marand Anna, dös is der dritt'! — Fallt der Bauer um wie a Stock, der Mehlsack pumpst ins Gras und springt ausanand. Die Säu san ganz verwundert und rennen all z'samm: der große Bakauner g'spürt's Mehl und hebt an zun fressen.

Da thuat der Bauer a wen'g d' Augen auf, und wie er dös siacht, macht er a Faust und sagt: „Du Luada, du! Wann i hiaz nit hin wa', i wurd' dir schon helfa, dir!“ —

Der Mirakel-Poldl.

Es klopft leise und bescheiden an die Pforte der Kanzlei und Florian Grünzeug, der Gemeindeviener und Nachtwächter von Mitterndorf, ruft sein dröhnendes „Herein!“

Die Thüre klappt ein wenig auf, in der Höhe der Klinke erscheint ein grinsendes, gleißnerisches Spitzbubengesicht.

„Reisender Schneider spricht die Station an!“

„Kim eina!“

Da taucht plötzlich das Köpfllein über dem niedrigen Thürrahmen auf, eine endlose, hagere Gestalt stelzt auf den erstaunten Herrn Florian Grünzeug zu, der auch die Würde eines Verwalters der Verpflegsstation bekleidet und in solcher Eigenschaft die Arbeitsbücher der „armen Reisenden“ besichtigt und ihren Inhabern für den laufenden Tag und die folgende Nacht Unterstand und Verköstigung anweist. Er rückt sich die Brille zurecht und blättert lauernnd in dem zerfransten und ab-

gegriffenen Büchel. „Hörst, Schneider“, wendet er sich dann gegen den Bittsteller, „wegen was hast denn Du gar so lang braucht vom letzten Posten bis zu mir?“

Der Gefragte knickt devot zusammen und erwidert mit geläufigem Pathos:

„Dieses kommt davon, wohlgeneigtester Herr Verwalter, indem daß ich einen Seitensprung nach Maria = Kumiß gethan habe, um wallfahrtsweise meine Andacht zu verrichten und dem hochwürdigen Herrn Pfarrer meinen Respect zu vermelden“.

„Wird 'n g'freut hab'n — a frommer Reisender, der in d' Kirchen geht statt in d' Kuchel, is a Rarität!“ wundert sich Herr Florian Grünzeug.

Der Schneider knickt abermals zusammen und fährt fort:

„Wohlgeneigtester Herr Verwalter haben die Güte zu vernehmen, daß ich ein eifriges Mitglied des ehrsamten Bundes von der glückseligen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorstelle, dessen Reich nicht ist von dieser Welt —“

„Schnaxen“, poltert der Anstaltsgebieter, „mir scheint, Du hast unterwegs a Wallfahrt ins Wirtshaus g'macht —“

„D“, verwahrt sich der Gekränkte, „niemals nicht! Mein Leib hat nur die Gottesgabe einer

Suppe und eines beschränkten Seitels Schnaps aufgenommen. Selbiges verehrte mir die gute Stockbäuerin Frau Mutter für die lehrreiche Auslegung der sieben wundersamen Mirakula der Welt“.

Hier streift der lange Schneider den Rock zurück, und auf seinem Handgelenke wird ein Armband aus sieben farbigen Schnüren sichtbar. Er zupft an einem rothen Bändchen. „Die sieben wundersamen Mirakula der Welt heißen: Fürs Erste, der große Thurm von Babelum“ — er zupft an einem schwarzen Bändchen „fürs Zweite, die fliegenden Gärten der schwarzen Mohrenkaiserin Semiraamis im Morgenlande“ — er nestelt an einer blauen Schnur — „fürs Dritte“ —

„Fürs Dritte, der größte Narrendattel, den ich mein Lebtag g'seh'n han“, unterbricht der ungeduldige Verwalter den Redefluß des langen Wundermannes, „schau lieber, daß D' in Schwung kinst! Ueber'n Gang drent auf Numero viere san die G'sell'n — dö kannst anlüag'n, Du verruckter Mirakel-Poldl!“

Der Schneider läßt den Arm sinken, mißt mit geringschätzender Miene seinen Herbergsvater und stolpert grinsend hinaus.

Herr Florian Grünzeug lehnt sich in den Stuhl zurück, stopft seine Meer Schaumpseife und wischt sich

nach der anstrengenden Amtsthätigkeit den Schweiß von der Stirne. Plötzlich schreckt er aus seiner Ruhe ob eines betäubenden Gebrülls, das vom Gange her in das stille Gemach schallt. Eilfertig hastet er hinaus und lauscht — aus dem Herbergstraume tobt im ein Orkan von Heiterkeit entgegen. Der Ueberraschte tritt näher, klinkt leise die Thüre auf und späht vorsichtig in das Gemach. Da geht's lustig zu! Paschend und stampfend umtanzt die Schar der Handwerksburschen den drolligen Schneider, der, auf der Britsche kauernnd, ein Concert improvisiert. Er hat einen Papierstreifen um einen Kamm gewickelt und bläst auf diesem volksthümlichen Mundhobel einen Marsch, wozu er wie besessen in erstaunlicher Behendigkeit mit den dürren Knien und Ellbogen den Takt klappert. Eben setzt er den Kamm ab und gröhlt mit einem strohblonden Verzweiflungstenor:

„Der Himmel voller Stern',
Die Welt voller Herrn,
Die Straßen voll Gendarm und Poltzei —
Gott steht uns armen Burschen bei!“

Nun folgt wieder ein musikalisches Intermezzo, dann beginnt des Sängers Grausamkeit aufs Neue:

„O Kaiser und o König,
Das Brod ist schlecht und wenig,
Viel Bohnen und Fisolen,
Der Teufel soll die Station holen!“

Wieherndes Gelächter und Beifallsklatschen ringsum im Kreise, der fahrende Sängere wiegt geschmeichelt sein Schelmenköpfflein — da knickt er jäh zusammen und duckt sich vor dem nahenden Verhängnis. Borngerötheten Antlitzes drängt sich Herr Florian Grünzeug durch den Schwarm und packt mit seiner ungefügen Faust den scheinheiligen Longinus am Krage.

„Schau, der Mirakel-Poldl! Die narrische Heu-geig'n! San das Deine Wunder? Auf der Stell' geh'st in Hof außi — dort liegt a Klaster Holz, nimmst die Hacken und klieb'st Scheit!“

Wie ein Lamm folgt der ertappte Ruhestörer dem Erbozten, der ihn den Gang entlang führt und durch eine Thür auf einen Rasenplatz hinausstößt, auf dem der Holzvorrath für die Verpflegstation aufgezäunt liegt.

Als jedoch Herr Florian Grünzeug eine Weile darauf nach dem Pfleglinge sieht, liegt dieser gemächlich im Grase, die Spinnenbeine übereinander geschlagen und die Arme unter dem Kopfe. Wüthend fällt der gestrenge Verwalter über den Schneider her und zerzt ihn empor. „D, Du faule Ruß, heißt's bei Dir a: Wer nit arbeiten kann, der schaut den Himmel an? Auf der Stell' gehst an's Holzklieben!“

Aber der lange Gefelle macht keine Anstalt, sich im Schweiß des Angesichtes sein Brot zu verdienen. Er legt den Zeigefinger an den Mund und wispert zutraulich:

„Pst, ich bitte ergebenst, nur jetzt keine Sünde nicht! Diese Stätte ist ein geweihter Boden. Da ist mir gerade der heilige Rochus erschienen und hat mir verkündigt, indem daß heute sein Kalendertag ist, soll nicht gearbeitet werden. Derwegen habe ich meinen Leib zu stiller Betrachtung in den Staub geworfen.“

Herr Florian Grünzeug ringt die Hände. „Sechs Jahr bin ich mit dem Amt g'schlag'n, viel tausend Burschen san in der Station einkehrt, aber so a Rafer is mir no' nit unter d'Händ kema! Freili, für Di' steigen die Heiligen vom Himmel! Du möchtest halt alle Täg' Sonntag haben und mitten in der Wochen ein' Feiertag . . . marsch in die Kuch! G'faulenzt wird bei mir nit.“

Er faßt den salbungsvollen Verächter der Arbeit an und schiebt ihn vor sich her in den Flur zurück und geradewegs in die Küche. Hier liegt auf einem unsaubereren Tafelbrette ein Berg von Blechschüsseln zur Reinigung aufgestapelt. Etliche Gäste der Station sind anscheinend hiemit beschäftigt, aber

man sieht ihnen deutlich an, daß diese Thätigkeit ihrem Ehrgeize durchaus nicht schmeichelt. Da der Mirakel-Poldl, wie ihn der Verwalter zum Gaudium der Herbergsinsassen getauft, auf dem Schauplaze des aufreibenden Fleißes erscheint, begrüßt ihn das schadenfrohe Hurrah der Kameraden.

„Ruhe!“ donnert Herr Florian Grünzeug. „Hiatz rühr' Di', Schneider, daß Du Dein Nachtmahl verdienst. Wer nit arbeit', der soll a nix essen, heißt's im Sprichwort.“

Da flackert ein Hoffnungsschimmer in den kleinen Augen des Gesellen auf, demüthig schmiegt und biegt er sich, legt seine ungeheure Rechte auf den Magen und betheuert: „Wohlgeneigtester Herr Verwalter, nichts für ungut! Indem, daß der ehrsame Bund von der glückseligen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit das Nachtmahl verbietet, und indem, daß ich meinen Leib kasteie, ist sonach die Einhaltksamkeit von gemeiner Arbeit ein gottgefälliges Bedürfnis, und . . . und . . .“

Herr Florian Grünzeug schnappt nach Luft. Er reckt seinen wuchtigen Arm und fuchelt in so bedrohlicher Art vor der Nase des Arbeitsmüden hin und her, daß dieser jählings verstummt und es gerathen findet, nach einem behenden Seitensprunge

dem Tische zuzuschlottern. Umständlich krepelt er die Rockärmel auf, spuckt in die Hände, zupft an seinem Mirakelamulet, greift bedächtig nach einer Schüssel, wiegt sie auf den Fingern und — stellt sie wieder beiseite. Mit einem unsäglich pffifigen Gesichte lauscht er gegen die Thüre — wahrhaftig! Die Klänge der Abeglocke zittern klar und feierlich durch die Stille. . . Und sie verkünden dem Bedrängten Rettung vor der verhaßten Arbeit. Er faltet die Hände, verdreht die Augen und versinkt in andächtiges Brüten, unbekümmert um das Gelächter seiner Genossen. Dann wendet sich der Unverbesserliche dem Verwalter zu, der ihn in sprachloser Wuth angestarrt, und säuselt mit den Tönen der rührendsten Unschuld: „Belieben Sie das Aveläuten zu vernehmen? Es ist die Pflicht jedes ehrsamten Bundesbruders, um diese Zeit die Arbeit beiseite zu legen und bußfertig dem Segen beizuwohnen, denn — wozu sammelt Ihr irdische Güter? Denket lieber an Euer Seelenheil!“ Spricht's, verläßt in eifertigen aber vorsichtigen Sätzen Küche und Haus und pilgert mit vergnüglichem Augenzwinkern der Kirche zu. Aber nicht diese ist sein Ziel. Vor dem hohen Bogenthore schwenkt er ab und eilt die Stufen des Abhanges hinunter zum Pfarrhose.

Frau Philomena, die rührige Wirtschafterin des Pfarrers, commandiert eben in der Küche die beträchtliche Schar von Pfannen und Häfen und bereitet im Schweiße ihres gerötheten Antlitzes das Abendbrot für die Bewohner des Pfarrhofes. Plötzlich hält sie inne und wendet die strengen Augen forschend gegen die Thür, vor welcher ein überlauter Beter die Aufmerksamkeit zu erregen sucht.

Schon wieder so a nothig's Bettelvolk!" grollt Frau Philomena. „Weil aber a der Pfarrer nie 's Hausthor absperrt! Geh', Susi, schau nach, was da wieder für a Landstreicher umsempert.“

Ein halbwüchsiges Mädchen beeilt sich, dem Befehle zu folgen. Da schiebt sich unser langbeiniger Schneider demuthsvoll zur Thüre herein, schlängelt sich dem Herde zu und flötet in den süßesten Tönen seiner diplomatischen Fechterkunst:

„Gott zum Gruß, ehrsamste Jungfrau Köchin! Ist es einem weitgereisten und frommen Bruder von der Nadel erlaubt, allerergebenst die wunderbaren Mirakula der Welt auszulegen?“

„Mirakel? B'halt Dir Deine Mirakel, dö hab'n mir selber! Wo kinst denn her und was willst denn da?“

Der ungnädig empfangene Fuchs geräth nicht in Verlegenheit. Er dreht seine Haube in den langen

Fingern und lügt mit bewährter Fertigkeit: „Halten zu Gnaden, ehrsamste Jungfer Köchin! Vorerst habe ich mich eines Auftrages zu entledigen, indem daß ich die aller schönsten Grüße von dem hochwürdigen Herrn Pfarrer von Maria-Rumitz zu vermelden die Ehre habe.“

Frau Philomena mißt den langen Schlingel mit einem durchbohrenden Seitenblicke, dann taucht sie den Kochlöffel tief in die lieblich brodelnden Kessel und fragt so nebenbei: „So, so — von Herrn Pfarrer von Rumitz, kommt er? Vom Herrn Laurenz Stimpflinger?“

„Jawohl, zu dienen“, nickt der hoffnungsfreudige Schneider, „von demselben“.

„Dös is a gar a vielliaber Herr, gelt ja, recht a dicker und freundlicher Herr?“

„O, ein Ausbund, ein Spiegel der Güte und Herablassung!“ betheuert der ahnungslose Bote, indem er die Hand in Begeisterung von sich streckt und mit einem Seufzer nach den dampfenden Töpfen schießt, auf die er seine süßeste Hoffnung gebaut. Aber in demselben Augenblicke faust der brennheiße Kochlöffel auf seine Rechte nieder, und Frau Philomena wendet sich wie die zürnende Themis gegen den ausschreienden Schelm, der mit der verbrannten

Hand ächzend gegen die Knie fährt. „Du verlogener Strick“, schreit die Erbozte, „han i Di' dawischt? Für's Erste hoast der Herr Pfarrer gar nit Stimpflinger, für's Zweite is er schon lang g'storb'n und für's Dritte war er a nit in Maria-Kumitz. Schauß, daß D' außikimst —“

Von dem pfeilschnellen Kochlöffel verfolgt, faust der Schelm, der seinen Meister in einer Pfarrerköchin gefunden hat, zum Thore hinaus, im Innersten beschämt und zerknischt darüber, daß er, der Abgefeimte, sich so täppisch überlisten ließ.

Und in Mitterndorf endet das Glück des sang- und schwankreichen Schneiders. Der Ruf seiner Spitzbubenstücklein verbreitete sich noch am selben Abende im Dorfe, und der Mirakel-Poldl verbrachte die Nacht nicht mit seinen Kameraden, sondern in der beschaulichen Einsamkeit des Gemeindefotters.

Am anderen Morgen geleitete ihn der Landjäger sorgsam nach Auffee, wonach ihm ein längerer Aufenthalt an jener Stätte winkte, die ihm die Hölle bedeutete — im Arbeitshause.

Kimt's*) — — so kimt's nit!

Der reiche Stanzinger geht über Feld seinem stattlichen Hofe zu. Er ist ein behäbiger Mann, aus dessen forschenden Augen der Stolz leuchtet, um dessen weiche Lippen aber ein Zug von Humor und Güte spielt. An der braunsamntenen Weste blinken noch silberne Knöpfe, wie sie in unseren Zeitläuften nur mehr selten bei den Bauern zu sehen sind, obwohl früher auch manch üppiges Knechtlein damit prahlte; aus dem Täschchen baumelt eine schwere goldene Uhrkette und über dem grünen Hute wiegt sich ein breitbuschiger Gamsbart. Ob er den selber geholt? Das weiß nur der Stanzinger allein, aber er sagt nichts darüber. Ein fecker und schneidiger Bursche mag er wohl gewesen sein, er versteht sich auch heute noch stramm zu zeigen, obwohl in seinen Haaren das Edelweiß des Alters schimmert.

*) Kimt's = kommt's.

Sein Gehöfte steht auf der Anhöhe, als ob sich auch dieses über die Anwesen der Nachbarn erheben wollte, wie es der „schwere“ Besitzer unbestritten zu thun vermag und auch nie unterläßt. Er kann's thun, denn „er hat's ja.“ Von seinen Altvorderen hat er die Fülle übernommen; aber auch er selber hat reichlich zugebracht und darum zählt er sich mit Recht und Befriedigung zum Bauernadel. Der fühlt sich nicht minder, wie das herrschaftliche Blaublut. Auf der Thalseite gegenüber hat der regierende Herr eines fremden Kleinstaates sein Jagdhaus erbaut. Die Einheimischen ersterben in Ehrfurcht vor dem Fürsten, wenn er alljährlich ein Weilchen zur Hochwildpürsche eintrifft. Der Stanzinger allein reckt den Kopf ohne Unterwürfigkeit; etwas wie Groll wühlt in seiner Brust, daß da noch einer ist, vor dem die Gemeinde demüthig den Hut zieht.

Heute kehrt er aus der Ortsitzung heim. Er hat sein gewichtiges Wort geltend gemacht in der Frage des Brückenbaues, und seine Meinung hat entschieden; leistet doch der Stanzinger allein mehr Zufuhr, als die anderen Bauern zusammen. Das Bewußtsein seines Einflusses hat ein heiteres Licht über sein breites Gesicht gegossen; die Unterlippe vergnüglich vorgeschoben, summt er vor sich hin

und schnippt mit dem Stocke die Steine vom Feldweg in die Ackerrinnen hinab. Da ruft ihn eine Stimme von den Furchen herüber an. „Grüß Gott, Stanzinger, allweil wohllauf?“ Der Bauer wendet den Kopf nach dem Frager. Der Mühlegger ist's, der unter schwerer Last im Samentuche verschnauft und freundlich herübergrüßt. „Muß schon gut sein“, bedeutet der Stanzinger, „laßt man halt iabl (öfters) g'rad sein, was krump is!“ Der Mühlegger nickt. „Dös g'freut mi', daß man von Dir allzeit nur Gut's hört. Bei Dir hat eh all's die schöne Richt'. Guten Nachmittag!“ Der Säemann schreitet weiter und der Stanzinger hat nicht angehalten. Da er den Acker im Rücken hat, lacht er halb unwillig in sich hinein. „Der Schlanfl — der grüßt a den Zaun und moant 'n Garten. Meiner Eberl gilt's. Aber wart, lieber Adam, heut bist nimmer das einzige Mannsbild auf der Welt!“

Der Weg biegt um eine Ulmengruppe, da hält der Bauer an und schaut zurück. „Brav is er schon“, meint er mit bedächtigem Achselzucken, „wie g'schmach (ansehnlich) er's Körndl schmeißt! Und für die Saubrigkeit kan er nig, die mein' Dirndl 'n Kopf verdraht hat. Aber Zuwiheirat'n, so lang i d' Augen offen han — na! Und 's Dirndl einheiraten

in den Hof —“ dabei wendet er sich weiter dem Wege zu, der gegen ein einsames, bescheidenes Anwesen hinläuft, „dös hoast die Raß in a Mausloch treiben; 's is g'rad, als wann man an Bettelsub'n in d' Höll wurf — da wird s' a nit reicher. Die Gründ' — san's a netta a Handvoll, wär'n nit uneben — aber 's Haus schaut just so aus, als wann ihm der Teufel die Haut abzogen hätt', von jeder Wand hängt a Trum Malter oha (herab). Na, na, na — na!“ Unterdessen ist der Stanzinger vor dem Hause angelangt und hält abermals an. Er kneift verdrießlich die Lider zusammen und stoçert mit dem Finger im Ohre um. „Mit etla Hunderter ganz's und die Sach' hätt' z'mindest a Herschauen, daß man 'n Leuten kunt' 'n Damerling außs Aug' drucken. Ehnter kriagt er von mir koan luckerten Heller. In so a windig's Boanhäusl geht die Stanzinger Everl nit — ewi nit!“

Und mit dieser aussichtslosen Bekräftigung stapfte der Alte dem Stanzinghose zu.

Indessen ist der Säemann rüstig die Furchen hin und wider geschritten; der Samen sinkt in breiten Schwaden auf die Krume nieder und darüber glänzt im Schweiß der eifrigen Arbeit das hoffnungsfreudige Gesicht des Mühleggers. Er gewahrt nicht,

daß von der Richtung des Jagdschlosses her ein kleiner Mann mit wohlwollender Miene und rundlichem Leibe gekommen und nun am Feldraine verpustet.

Mit kräftigem Schwunge wirft der Bauer den Samen aus, und wie er den Blick weiter richtet, trällert er nachdenklich vor sich hin: „Kint's, so kint's nit — kint's nit — so kint's!“

Bei jedem neuen Schritte wiederholt er den eintönigen Spruch.

Der Herr am Feldraine spitzt verwundert die Lippen. Dann hustet er und räuspert sich kräftig, und endlich, da der Bauer sich nicht stören läßt, ruft er ihn an: „He da, Du — komm' einmal her!“

„Sist (sonst) fahlt Dir nix!“ gibt der Mühl-egger zurück, ohne sich stören zu lassen, „wart', bis i zur Schnoasen (Rehre) kim, nachher frag', was D' willst — — kint's, so kint's nit — kint's nit, so kint's!“

Der Herr mit dem rundlichen Leibe macht erst ein verdutztes Gesicht, dann lacht er. Solche Antwort scheint ihm ungewohnt. Er trägt ein verriebenes Steirergewand; aber je verwehter die „Kluft“, desto nobler der Träger. Nach dieser Er-

fahrung und der „Aust“ des Herrn zu schließen, muß es demnach ein hoher Herr sein. Er trippelt den Rain entlang bis zum Ausgang der Furchen; da hält der Säemann und lugt nach dem Fremden. Sei, wie er plötzlich nach dem Hute fährt — ist's doch der Fürst, der ihn angerufen und den er nachgehen hieß.

„Bitt' gar schön, gnä' Herr“, stottert der Berlegene, „i han Ent frei nit derkennt.“

„Schon gut“, beruhigt die belustigte Hoheit, „ein andermal lauffst Du halt mir nach. Aber nun sag' einmal, was für ein verkehrtes Sprüchl brauchst Du zu Deiner Arbeit?“

„Sprüchl? A nix!“

„Na, besinne Dich nur —“

„Is glei' a Dummheit!“

„Heraus damit!“ drängt etwas ungeduldig der Jagdherr — „kint's, so —? Wie heißt's weiter?“

„A dösz? — so kint's nit, kint's nit, so kint's!“

Der Fürst lacht. „Du gibst Dir wohl bei der Arbeit Räthsel auf? Nun bin ich auf die Lösung neugierig.“

„D' Auflösung? Dort is desselbig Bratl!“ schreit der Bauer und ballt die Faust grimmig

gegen die Furche, in der eine schimmernde Saatkrähe selbstgefällig einherstolzirt.

„Die Krähe?“ wundert sich der Fürst, „die Krähe soll die Lösung sein?“

„Ja, die Krah!“

„Wieso?“

„Dös is a leicht's“, erklärt der Bauer, hebt eine Scholle vom Erdbreich und schleudert sie gegen die Krähe, die mit einem unwilligen „Reck“ aus der Furche auffährt und über Hals und Kopf das Weite sucht.

„Kimt die Krah, so kimt's Körndl nit in d' Höh, weil sie's frist — kimt die Krah nit, so is mein Körndl da! Kimt's, so kimt's nit — kimt's nit, so kimt's.“

„Auf diese Lösung mag der Kuckuck verfallen“, meint heiter der Fürst, „meine Jagdgäste sollen sich heute an der Nuß die Zähne stumpf beißen. Wer bist Du, guter Freund?“

Zwinkernd kraut der Gefragte das Ohr: „I bin der lebendige Widerspruch: a großer Mensch, aber a kleiner Bauer; i brauchet hundert und etla Gulden, aber i han's nit; i möcht' die Stanzinger Everl, aber ich krieg's nit — —“

„Genug, genug!“ wehrt lachend die Hoheit ab, „und wo ist denn das Haus des Unglücks? Wo bist Du daheim?“

„Dort ent, der Mühlegger bin i. In mein Hof geht's Manat (Mond) nit auf, dös fiacht man wohl. Deßtwegen studier' i wia der Karpf in Vogelhaus, daß i 'n a wen'g repatierlicher kunt herrichten lassen. Kint's Körndl, kint eppa a 's Geldl, und nachher wär' mir d' Everl enta g'wiß. Aber mein — is a Verlaß? Die Krah kann's fressen, 's ung'stemm Wetter derschlagen — — kint's, so kint's nit — kint's nit, so kint's!“

Wohlgefällig hat der Fürst dem Bauern zugehört, der bei aller Unsicherheit des Erfolges und der Zukunft doch so viel Frohmuth hegt. Er tätschelt ihn beifällig auf die Schulter und sagt: „Mühlegger, Du gefällst mir. Daß der Stanzinger sein Töchterl gern auf ein Gütel setzen möchte, das ein Ansehen hat, begreife ich —“

„Ja, der Stanzinger hat ein' Baunstecken in Buckl“, unterbricht ärgerlich der Mühlegger.

„Aber ein gutes Herz in der Brust“, tröstet der Herr, „ich kenne ihn. Dir soll geholfen werden! Ich schenke Dir für Dein Räthsel — ein anderes, das, wie ich glaube, nicht schlechter ist. Merke wohl auf: Wenn Du meinen Kopf hundertmal in einem Sacke siehst, dann geh' und hole Dir die Everl. — Bis dahin Gott befohlen!“

Der Fürst winkt freundlich im Weitergehen mit der Hand und läßt den verdunkten Säemann in der Furche stehen.

„Himmelkreuzlaudo“, brummt der und nagt grimmig an seinem Schnurrbarte, „was is dös für a Heanzerei? Wär's nit a fürnehmer Herr, ast saget i der Kund is a Sack! Hundert Köpf will er kriegen — mi' ziemt, er hat den oanzigen verloren!“

Den ganzen Tag wüthet der Mühlegger über den vermeintlichen Spott seines Gönners.

Abends aber, wie er eben vor der dampfenden Sterzschüssel sitzt, klöpselt's an die Thüre. Ein Förster tritt ein, legt einen schweren, klingelnden Sack auf die Tischplatte und meldet kurz: „Seine Hoheit sendet hier die Räthselauslösung.“ Erst glockt der Bauer auf die Bescherung, nachher steckt er die Nase in den Sack. Fuhe! Hundert Silberthaler sind darin, und auf jedem glänzt das wohlgetroffene Bildnis des Fürsten.

Die Hundert Köpfe im Sack wären da.

Gilfertig und wuchtigen Schrittes tritt der Mühlegger vor das Hofthor, stemmt die Arme in die Seiten und schickt einen schmetternden Fuchzer gegen das Jagdhaus und einen zweiten gegen den Stanzinghof.

„Kint's oder kint's nit“, lacht er dann, „dös is mir van Ding — hiaz kim i!“

Frühreif.

Drunten beim Reuschler, im Breuningerhäusl, geht es stürmisch zu. Der Breuninger sitzt am Tische und lugt verdonnert unter den buschigen Brauen hervor, sein Weib schluchzt, und der kleine Bube, der sich an die Falten ihres Kittels klammert, schreit wie ein Zahnbrecher. Der Krämer vom unteren Dorfe hat ihnen just die Hölle heiß gemacht; nun geht er, hält aber auf der Thürschwelle und keift zurück: „Alsdann, 'bald morgen früh die fünfundzwanzig Gulden nit 'zahlt san, klag i die Schuld ein, und ös werd's auspfändt, merkt's enk's, ös Glumpert!“ Draußen ist er.

Der Breuninger wartet ein Weilschen, dann fährt er empor und schüttelt die Faust nach dem Abgehenden. „Wia hat er g'sagt? Was hat er g'sagt? Glumpert hat er g'sagt? Na, wart, Kramerseel, nit ein' Iufert'n Heller kriegst z'seh'n von mir!“

„Freili' a no'“, jammert das Weib, „nacher verschachert er uns d' Hütten — willst 'leicht in Winter in a Mausloch schliefen mit Weib und Kind? Gleit' schauft dazu, daß D' wo 's Geld herbringst!“

Der Mann lümmelt über die Tischplatte, reckt seiner Ehehälfte den ruppigen Schnauzbart vor's Gesicht und höhnt: „Wo is denn Dei' Wo? Woast Du ein' Narr'n, der uns no' ein Hosenknopf leicht? I nit! Wann i die ganz' Gmoan durch a Reuter beutel, fällt koaner durch, den mir nig schuldi san — is' a so oder nit?“

Schweremüthig zipfelt die Breuningerin am Fürtuch und wackelt mit dem Kopfe. „Iß aber a a Kreuz, daß just die armen Leut' koa Geld nit hab'n!“ seufzt sie und pußt ihrem Buben die Nase, während der Mann sinnierend die Stube durchmißt. „Woast no', Leni, wie die Beverl auf d' Welt kema is, da hat uns die Frau Gräfin vom G'schloß droben dreißig Guldenzettel spendiert. Wann mit der was z' machen wär'!“

Die Keuschlerin führt schluchzend die Fürtuchzipfel an die Augen. „Dös Geld is lang hin, und d' Beverl is a schon g'storben. Aber dös sag' i Dir, Kasper, der Frau Gräfin bist schon z' ostmächti' kema; dös hat koan Schick nit, 'bald ma' 'n Leuten

allweil die Stubenthür einrennt. Wia d' Beverl kema is, dajelb'n war's was anders, mein lieber Bota!"

„Dös wohl“, bekräftigt dieser, „ja Veni, wanns D' halt wieder a Kloans hätt'st, ast wär uns eppa g'holfen.“

„Woher nehmen und nit stehlen?“

„I moan halt glei'; nacher kunnt i ein' Gang wag'n aufi ins G'schloß. Schau, Veni, a dreißig Haderln traget's wohl wieder, dö kunnt i 'n Kramer, den schmutzigen Haderlumpen, auf die Bud'l schmeiß'n.“

„Du redst was z'samm, 'bald der Tag lang is“, nickt kleinmüthig das Weib und reibt eifrig an den Knien, „was nußt das Hin- und Herroaten — 's is nix, und 's wird nix!“

Mit stieren Blicken brütet der Keuschler vor sich hin, als könne sich mittlerweile die Natur zu einem Wunder bequemen. Plötzlich wendet er sich hastig gegen die Leidensgefährtin, ein rettender Gedanke ist ihm in den Weg gelaufen. „I thuas, Veni, i thuas, meiner sex, i bin's imstand!“

„Marand Anna, was denn?“

„I geh' ins G'schloß — und i woasß, was i sag!“

„Kasper, bist nit recht an? Was willst 'n fürbringen?“

„Schau Leni“, wispert er und setzt ihr den Zeigefinger an die Brust, „alles liegt umadum voll Schneeg'wahn, die Frau Gräfin traut si' hiaz nit von Ofen füra — i sag's, wann's a nit wahr is!“

Die Breuningerin schaut ihn ungewiß an, zögernd erhebt sie sich und faßt krampfhaft die Tischkante.

„Was sagst? I versteh Di' nit!“

„Daß D' a Kloans hast, sag i!“

Jammernd ringt sie die Hände. „Aber Mann, bist überg'schnappt? Bia kannst so was sagen, wo koa G'spur nit is! Denk Dir do', wann d' Frau Gräfin kam oder herschick'n that?“

„Bald f' wen schickt, ast laß i neamd eina, und selber kimt f' nit, eh wenn der Schnee nit weg is.“

„Und in Fruahjahr?“

„Na mein, bist Du dallert“, lacht der Reuschler, „ast sag'n mir halt, 's Kloane haben mir zu Dein' Bruadern geben oder zu meiner Schwester oder zu meiner Moahm —“

„Hab'n mir so wen'g oane, wie a Kloans!“ stöhnt die Fassungslose.

„Is mir hiaz all's gleich“, lacht wieder der Mann, „gut is 's und i geh! Richt mir ein' Kaffee her, 'bald i zruck kim mit 'n Geld, Leni, und fürcht Di' nit! Mir san ja koans nit auf 's Hirn g'fall'n“.

Entschlossen greift er nach seiner Budelmütze, stülpt sie über die Ohren, tappt aus dem Hause und wadet durch den hohen Schnee in die kalte Landschaft hinein.

Sein Weib lugt ihm durch die halbblinden Scheiben der kleinen Fenster nach, dann hastet es in der Stube um, rückt die Stühle zurecht, bläst den Staub von dem wackligen Tische und zankt mit dem Buben, der einem Hampelmann mühsam die Beine abgebrochen hat und nun den Kopf auf seine Haltbarkeit prüft. Von Zeit zu Zeit eilt die Sorgenvolle wieder zu dem Lugaus, einmal trippelt sie gar auf die Schwelle der Keusche und späht unter der vorgehaltenen Hand nach dem verwegenen Glücksritter aus. Endlich macht sie sich an dem Herde zu schaffen, um mit zitternden Händen nach ihres Mannes Geheiß das kaffeeähnliche Getränk zu brauen.

So verrinnt eine Stunde. Die Breuningerin kniet wieder vor dem Feuer und bläst hinein, daß die Asche stiebt; der Stammhalter hat glücklich den Kopf des Hampelmanns herabgerissen und plappert vergnüglich vor sich hin. Da platscht ein derber Schritt in den Flur, ein Stampfen und Schlurfen, die Thür fliegt auf, und der Keuschler ist wieder

daheim. Er feuert die Mütze in den Winkel, reckt sich und streckt sich inmitten des Gemaches und tippt schließlich mit der Faust kräftig auf seinen Hosensack. „Veni, was glaubst, was han i da drein?“

Das Weib sperrt Mund und Augen auf.

„Mein Häußl han i drein, Veni, als a ganzer han i 's drein!“ jauchzt der Mann, zerrt etliche Banknoten hervor und wirft sie auf den Tisch. „Bin i a Kerl oder nit? Woaß i, wo der Barthl 'n Most holt? Außagruckt is f' mit die Heiligenbild'ln, und grüßen laßt f' Di' schön, und ein' warmen Löffel kriegen mir morgen a z'essen“.

„Aber recht is 's nit, Kaspar, gar nit recht!“ wendet die bestürzte Ehehälfte ein.

„Die Hütt'n verschachern is a nit recht“, poltert der Gatte. „Der Kramer wird spizen! Auf der Stell' schmeiß i ihm 's Geld hin — zwanzig Gulden kriegt er, koan lumpigen Pfifferling mehr! Und z'frieden muß er sein, und Geltsgott muß er sag'n, fißt kauf i mein' Sach' bei ein' andern! Ein' süaß'n Wein bring' i Dir mit, Veni, und a Bröckl Fleisch tragt 's a heunt!“

Eilsfertig rafft er ein paar Banknoten ein, um sein Heim vor den Klauen des Gläubigers zu retten und verläßt die Keusche.

Aber kaum hat er die Thür hinter sich, da schreckt sein Weib zusammen ob eines gräulichen Fluches, der im Flux die Wände erdröhnen macht. Mit einem Satz ist der Breuninger wieder in der Stube, knirscht mit den Zähnen und ringt die Hände. „Himmeldonnerwetterelement, Weib, hiaz is 's g'fahlt!“

Die Faust donnert er auf den Tisch und ringt nach Worten. „Die Gräfin kint!“

Erbleichend bricht das Weib in zeterndes Klagen aus, und der Bub fällt in rührendem Familiengefühle mit erheblichem Geschrei ein. Der Keuschler rafft sich auf: „Stad seids! Und Du, Veni, schleunig ins Bett — hiaz hilf, was helfen kann.“ Er drängt sie trotz ihres Sträubens auf das Lager, wirft die Decke über sie und thürmt ein gewaltiges Ueberbett darauf: „Und hiaz denk, wia 's bei der Beverl g'we'n is, und verrath Di' nit, sunst is all's aus und verspielt!“

Angstvoll krepelt die sprachlose Breuningerin die Hülle vom Gesichte: „Aber — Kaspar —“

„Stad sei! Sie wird glei einarumpeln.“

„Aber Kaspar — 's Kind!“

„Sagradibix, a Kind brauchst a, dös hätt' i glei vergessen!“ stöhnt der erfinderische Gatte, faßt

mit derben Fäusten den Kleinen und hebt ihn zur Mutter ins Bett. Rasch umwickelt er den Kopf des Buben, der nicht weiß, wie ihm geschieht, mit einem geblumten Umhängtuch, das er ihm noch bis an die Nase herabzieht, und scharft ihm ein: „Hansl, hiaz sei brav und rühr' Di' nit! Mach d' Aug'n zu und sei mäuserlstad!“

Schleunig schiebt er die rothen Vorhänge vor die kleinen Fenster, da pocht 's an die Thür.

Einen Jammerblick sendet das Ehepaar der Gräfin entgegen, die, in weichen Pelz gehüllt, den dämmerigen Raum betritt. Leise und fürsorglich wandelt sie gegen das armjelige Lager. „Nun Breuningerin, wie geht 's ihr?“ Die Angeredete wendet dem Besuche Nase und Augen zu. „Matt, Frau Gräfin — soviel matt — bin i halt.“

„Das wird sich geben, liebe Frau. Und wo ist das Kleine? Ist 's ein Bub oder ein Mädal?“

„A Bua“, bedeutet der Vater, der sich die schweißtriefende Stirne trocknet, „schlafen thut er g'rad, all'weil schlafen.“

„Ist er wohl gesund?“

„Ah, wohl, g'sund schon, aber all'weil schlafen thut er halt.“

Die Gräfin neigt sich trotz dieser deutlichen Mahnung zur Vorsicht über das Bett und hebt behutsam das geblumte Tuch. „Ein kräftiger Weltbürger, ei, ei, überraschend kräftig! Ist er schon getauft? Wie heißt er denn, der Kleine?“

Da schlägt das vermeintlich Neugeborene die Augen auf und schmettert in die Stille des Gemachs: „Hansl hoß i!“ — —

Die Schuach.

Der Lenz lacht herüber und die Duckbauern
Sepherl hinüber. Beide sind durch einen Zaun
getrennt, an welchem ein Sträßchen dahinholt.

Der Knecht hockt vor dem Pferdestall beim
Lahnpoltinger und bessert ein Roßkummet aus, das
Dirndl steht am Brunnen, um die Kübel zu füllen.

„Lenz!“

„San?“

„Morgen is Kathrein?“

„Woß wohl; was is weiter?“

Da zieht die Sepherl ein schiefes Gesicht und
stößt mit dem Knie den Kübel um; ist nicht nöthig,
daß er voll werde, ehe das Gespräch zu Ende.
„Lapp“, schmollt sie, „kennst nit das Sprüchel:
„Kathrein stellt 'n Tanz ein?“ Morgen is das lezt-
mal, daß beim Kirchenwirt Tanz is, nacher is 's gar.“

„Mhm!“

„Was sagst?“

„Mhm, sag' i, is eh a so. Wird leicht eppa a so sein.“

Dabei reißt er den letzten Nagel, den er eingeschlagen, mit der Zange wieder herab. Ihm scheint auch wenig um die Vollendung seiner Arbeit zu sein. Desto mehr ist die Sepherl darauf erpicht, ein Anliegen vorzubringen. Sie blickt mit den Feueraugen herüber, wechselt eilends die Kübel und fragt so nebenbei: „Wirst wohl a kema — zum Kirch'nwirt?“ Er zuckt die Achseln. „Woas nit, wie 's eppa sein wird!“

Da hebt sie ärgerlich den Kopf. „Der Bunz= bauern Loisl“, wirst sie streitbar herüber, „der Bunzbauern Loisl hat schon dreimal ang'fragt, ob i wohl g'wiß dort sein werd'“ —

„Der Loisl?“ fragt der Knecht und wendet hastig das Gesicht von seiner Arbeit, „der? der rothkopfad' Gimpel? Was will denn derselbig'? Schläg' will er — soll er hab'n!“ Und dabei haut Lenz wuthentbrannt mit der Zange auf das Krummet. Die Sepherl zwinkert mit den Augen und entgegnet mit wohlberechnetem Eifer: „Na mein, z'wegen was sollt' er nit frag'n? Er is a guter Tanzer, und mir is 's recht, wenn i nit lang suchen brauch.“

„Se—pherl!“ schrillt plötzlich eine Stimme aus dem Hausgange, der in den Hof mündet.

„Marand Anna!“ zuckt die Angerufene zusammen“, die Bäuerin schreit schon — hat eh heut, wieder ihren hantigen Tag wie siebenmal in der Wochen.“ Eilfertig rafft sie mit jeder Faust einen Kübel empor. „Daß D' es halt woast, Lenz — bald's nit kimst, tanz' i die ganze Nacht mit 'n Loisl!“

„Bald i aber kim?“ hat Lenz just noch Zeit zu fragen. Da lacht sie siegesbewußt über die Achsel: „Nachher mit Ioan ander'n, Lenz!“ Damit ist sie im Flur verschwunden; zwei Wasserfäume bezeichnen ihren Weg.

Der Knecht nickt und lugt der Entschwundenen nach. Dann legt er das Krummet beiseite und blickt bekümmert hinab auf seine Füße, die in derben Holzschuhen stecken. „Is a Sach', döß!“ murrte er in sich hinein. „Füaß hab'n zun Tanz'n — aber Ioan ganzen Schuach!“ Bornig schleudert er einen der mächtigen Trittlinge von sich, daß er dröhnend an das nahe Scheunenthor prallt.

Das ist sein ungeheurer Schmerz: er hat keine Schuhe. In Haus und Stall, da läßt sich's barfuß laufen, die landesüblichen Holzschliefer haben dem

Ansehen des Trägers auch auf Straße und Feld nichts an — aber auf den Tanzboden gehört ein Paar tüchtige Rappen. Der Schuhmacher könnte wohl helfen, und im Dorfe wären ihrer zwei, der Bundschuster im untern, der Steffelschuster im obern Orte — aber sie halten beide an der unmenschlichen Gepflogenheit fest, daß Schuhe bezahlt werden müssen. Und das Geld ist beim Lenz das Karste. Mag sein, daß die Füchse noch langten, wenn er den Thaler von der Uhrkette dazu opfern thät', aber was dann am Tanzboden? Womit sollte er der Sepherl den gezuckerten Wein zahlen, das Bratl, den Meth und das lebzelte Herz mit dem soviel schönen Sprüchel darauf, vor allem aber die Musikanten, daß sie extra ein's aufspielen für den Lenz und seinen muathsaubereren Schatz? Der Wirt hat keine Kreide mehr; ist alle verschrieben für den Lahnpoltinger Knecht. Der muß nun bares Geld mitbringen, sonst — wer weiß, ob der rothkopfade Loisl nicht einen Strumpf seiner Ahnl voll heimlich ersparter Silberzwanziger gefunden und mit ungeahnten Kirtaspenden die Sepherl abspenstig macht? Du mein, Weiberherzen sind auch im Stall und auf der Alm veränderlich.

Wo nun Schuhe hernehmen? Von einem Mitknechte entlehnen? Das ist ein Ausweg mit versperreten Thüren. Erstens geht alles, was Füße und Beschuhung hat, selber zum Tanz, und fürs Zweite lebt der Lenz unter allen auf dem größten Fuße. Er müßte sich rein eine Zehe und noch dazu den „großen Zehen“ wegschneiden. Dann wär's wieder nichts mit dem Tanzen. Es ist schwer, auf der Welt zu sein — verdrießen könnt's einen!

Der Lenz läßt das Kummert zur Erde und sich selber auf einen Hackstock plumpsen, stemmt die Fäuste unter das Kinn, spreizt die Augen auf und simuliert.

Da horch — summ summ! fliegt nicht ein guter Einfall herum? Meiner Treu — er brummt um den struppigen Schädel des Knechtes und spießgrad mitten in sein Hirn hinein. Davon leuchtet dem Lenz ein rofiger Schein über das Stoppelfeld seiner gebräunten Wangen.

„Dös thät's, saprawolt eini, dös thät's!“ Er stupft bei dieser inhaltsschweren Bethuerung etlichemal mit dem Zeigefinger in die Luft, paßt mit aufgeblähtem Munde ein paar ungeheure Bläser von sich, steht auf und schreitet frohgemuth pfeifend ins Haus. Er hat einen Plan . . .

Am Sonntagmorgen in aller Früh kehrt der Lenz beim untern Schuster zu.

„A sauber's Paar Schuach brauchet i — hast derer?“

Der Bundschuster fährt vom Dreifuß, prallt in allen Winkeln herum und schleppt ein Duzend Beschuhungen aller Größen und Formen herbei.

Dem Knechte macht die Wahl keine Dual. „Dö thaten's! Er versucht den ersten, der ihm der beste scheint. „Ganz sauber thut er's!“ und nun der linke. „Au weh, Bratl! Da fahlt's, z'floan is er, sonst wär er hauptguat!“ Der Schuster beäugelt den Fehler, dreht das Köpflin wie ein Stieglitz und meint zum Schlusse, kleine Schuhe pflege man über den Leisten zu schlagen.

„Thuast halt a so!“ bestimmt der Knecht, „den rechten nimm i mit, 'n andern bringst morgen, weil i 'n brauchen thät.“

Der Bundschuster fällt eilends über den Schuh her, während seine Kundschaft mit der Beute heimzutrollt.

Hexen kann der Lenz nicht, daß er etwa gleichzeitig bei zwei Schuhmachern zu sein vermöchte, aber geschwind sein, das hat er weg. Er ist kaum beim untern Schuster zur Thür hinaus, da lugt er

schon beim obern zum Fenster hinein. „Ob der Steffelschuster wohl ein gutes Paar Schuach hätt?“

Der Angeredete späht über die runde Hornbrille. „Hast a Geld?“

Das verdrießt den Beargwöhnten sichtlich, er rümpft die Nase und klimpert prozenhaft im Sack mit etlichen Münzen.

Der Steffelschuster ist beruhigt. „Aft kim eina“, bedeutet er, „da hint auf'n Kasten san etla.“

Schleunig hat sich der Lenz in der pechdustenden Stube zurechtgefunden und einen festgenähten Schnürschuh über den linken Fuß gestülpt. „Gut is er, der da, ganz gut!“ Den andern aber feuert er unmuthig von sich und kneift Augen und Mundwinkel jämmerlich zusammen. „Sapra, sapra, der druckt mir d' Ferichen a, der rechte!“

„Aufschlagen“, beschwichtigt gleichmüthig der Meister und klopft mit dem Hammer kräftig auf seine Arbeit.

„Meintwegen, aber morgen fruach will ich damit für'n Lahnpoltinger ins Gäu.“

„I schick'n schon zeitli“, nickt der Schuster, dieweil sich der Lenz mit dem linken Schuh zur Thür hinausdrückt. Daheim stellt er den rechten Schuh vom untern und den linken vom oberen

Schuster auf den Tisch und betrachtet sie vergnüglich. Dann schüttelt es ihm das Zwerchfell und er schmunzelt: „A paar runde Kapperln — werd'n mir halt sehen, ob s' gut springa mögen!“ . . .

Der Kirtag ist vorüber. Kreuzlustig ist's zugegangen, wie 's Brauch ist beim Kirchenwirt. Und der Lenz? Der hat sein Sepherl kriegt und der rothkopfade Lois seine Schläg. Im Dorfe brummen diesen Morgen alle Schädel, und selbst der Loser, dessen Felshaupt sonst klar ins Thal herniederblickt, bringt heute die Nebelhaube nicht von den Ohren. Es regnet und stürmt, das Dorf bietet ein trostloses Bild von Wasserlachen und Schornsteinen mit niedergeschlagenen Rauchschwaden.

Im Hofe des Lahnpoltinger räfelt sich der schlaftrunkene Lenz, der nach einem kläglich mißlungenen Versuche, den Nebel mit einem schneidigen Fuchezzer zu spalten, vergebens nach seinem Schätze späht und faul das noch immer nicht vollendete Kunmet vornimmt. Trotz der Schwere in allen Gliedern kann er doch eine lauende Unruhe nicht verbergen. Er hat ja die Rechnung mit den zwei Meistern vom Knieriem noch zu begleichen. Die zwei Rappen vom oberen und unteren Schuster sind gar gut miteinander gesprungen, nun kommen ihrer noch

zwei — aber das vertanzte Geld kehrt nimmer.
Lenz, Lenz, was wirst Du beginnen?

Da schießt auch schon der Bundschuster eilfertig um die Ecke, den linken Schuh, der vom Leisten kommt, unterm Arm. „Kinst mir z'recht“, empfängt ihn der Lenz, „i wart schon auf'n Schuach wie der Teuyl auf a arme Seel!“ Damit reißt er dem Meister den Schuh aus der Hand und verschwindet damit im Stalle. Nach wenigen Augenblicken aber kehrt er wuthentbrannt zurück. „Dös nennst Du a Schuachaußschlagen — dös is bei Dir a Arbat, han? Hiaz is er mir hinten z'eng! Du windiger Reamzieher, da hast Deine Brettling, ziach' Dir's über Deine Poser!“ Und schwupps — fliegt ein Schuhpaar über den Kopf des verdutzten Schusters in die aufspritzende Rothlache. Sprachlos rafft er sein Meisterstück zusammen; da er aber seinen Grimm gegen den Knecht entfesseln will, ist dieser verschwunden, und es bleibt ihm nichts übrig, als gleich einer zornigen Hornis heimzusausen. Fast hätte er den Buben des Steffelschusters niedgerannt, der um dieselbe Zeit gegen den Lahnpoltingerhof zuplatzt, wo indes der pfflige Lenz hohnlachend an den Baun zurückgekehrt ist. Als er des Knaben ansichtig wird, stemmt er die Fäuste in die Seiten, reißt

Mund und Augen auf und wundert sich über alle Maßen. „Bürscherl, bist Du schon da? Hiaz um halber neune? In da Früh um viere hätt' i ins Gäu sollen — und Dein Vater schickt Di' z' Mittag daher? Schaust, daß D' wieder hoamkimsst! Trag Dein Vatern die Schuach zrua, da hast den Linken a dazua — haltaus, hiaz is er mir in d' Lad'n g'fall'n — und sag, d' Muatta soll Entz einbrenna, daß 's was z'essen habts!“ —

Und weil der große Knecht just eine Geißel zur Hand hat und damit erschrecklich zu knallen anhebt, packt der kleine Bub angstvoll die Schuhe und läuft heulend heimwärts.

Der Lenz aber versucht jetzt seinen Suchezer mit glänzendem Erfolge, dann beugt er sich über den Zaun und lacht: „Hiaz thuts es ohne Schuach bis Neujahr, da krieg i a Paar vom Bauern. Aber schön han i Ent drankriegt, ös ganzg'scheiten Ream-zieher! Dumm seids eh schon g'nua, braucht 's nur no' g'scheiter z'wern! Suchhu!“

Die zwingad Ursach'.

Li je, ös Stadtleut' wollt's a was wiss'n von an Winter? Daß i nit lach'! Kam daß si' ba enf vans d' Raf'n a'g'frärt oder, wann's viel is, an etla Finger — hwaßt döös a schon was?

Hat ba enf schon amol die Schneeg'wad'n 'n Buagamoasta 's Dach eindruckt? Ba uns schon! Habt's ös zan Nachbar a Loch durchigrab'n oder amal ban Rauckfang außischlupf'n müaß'n? Mir schon! Geh't's weg! In meine Holzschua trag' i enka ganz's Schneehäuserl davon, und aft habt's an Schmarr'n.

Da müaßt's zan uns einikema in's 'Birg', da werd's 'n Herrgott kenna lerna. Unsa Dörf'l is oftmaln 's reine Fuchslotz, so san ma zuadeckt; und bal vans zan andern will, hwaßt's d' Schaufel pack'n und an Krampen, oder über d' Schneeg'wad'n übrilaib'ln und ba der Dachlucka einischliaf'n. Da is 's nig mehr mit 'n Fensterlungeh'n, und 's Wirtshaus muaß vana z'erst entdeck'n, bal er an Durst hat.

Von Sulzbacher am Hübel is amal da Knecht, der Steffel, zan Bader obakema, weil d' Bäu'rin a gache Sucht anganga is. Zwoa Dch'n hat er eing'spannt, der alt' Bader, und all' drei san's stecka blieb'n in Schnee, und hab'n nit aufimög'n, glei'wohl 's in Summa netta an Büch's'n'schuß weit is. Der Knecht hat müaß'n herunt'bleib'n, und die Bäu'rin is ohne Bader g'storb'n. Aft hab'n sie f' wöll'n in Freidhof trag'n, aber intaweg'n is die ganz' G'sellschaft vawahrt word'n, und so hab'n f' die Truch'n in Schnee enig'legt. Bia's nachher in a etla Wochen aufg'lähnt hat, hab'n f' die Sulzbacherin außag'hackt, und hiaz hat die arme Seel' erst in Himmel aufk'ina. Ja, meine liab'n Leut', ös vasteht's den G'spoaß nit, wia's ba uns ahaust, bal's nit von schneib'n aufhör'n mag. 's Wildbrat kint ganz zan Häusern zuaha, zaunmüad und röhrad vo' lauta Hunger; könnt's es mit Händ'n fanga oder mit'n Prügel dadresch'n, bal vans a so a Schinderknecht sein möcht'.

Da woaß i's no' wia heunt — san mir amal ban Bruck'nwirt g'sess'n, unjer drei: i, der Schmied und der Stichelmoar. Sagt d' Wirtin: „Hiaz kann si' 's mehr wieder urntli! Moan thuat ma' schon, der Sturmwind z'lempert van d' Hütt'n, und von

Ralkofenwaldl hört ma' 'n ganzen Tag, wie die arma Bam ausanandkrach'n."

„A ja“, moant der Stichelmoar, „frei d' Nas'n g'wahrt mir nit vor seina, so waht's. Und Eiszapf'n hat's ang'setzt auf'n G'wandtagang, so groß wie a Kirchthurm“.

Sagt wieder d' Wirtin: „Wie wird's lauda hiaz in die Gräb'n drein herschau'n, ban Rochalmbauern, oder ban Hoisbauern, oder ban Kuchler in der Danschicht, oder ban Angerl in Reith und wie s' alle san, dö Hascher. Dö hat's g'wiß völli' vaschütt' und von der ganzen Welt abg'schnitt'n. Müaßt oans sliag'n kina, bal's außa möcht' ins Dorf. — Trinkst eh no' a Biert'l, gel' ja, Schmied?“

Derweil mir so bracht'n und d' Wirtin hinter'n Ofen einschenka geht, tappt was ban Hausgang eina. Vor der Stubenthür halt's stad und hebt an ins Stampf'n und Pasch'n und Pfnau's'n, und is enk a Rewell, daß uns frei bal' der Schiach anganga war. Mir sitz'n stoßmäuserlstad und schaut oans döß ander an. — Gach rumpelt die Thür auf, und wer zottelt eina? Daß i enk sag' — mei' Lebta' han i koan sölchern Menich'n mehr g'seh'n: A Schneedrull laibelt eina, groß wie a Heuschober,

und hebt glei' in der bacherlwarma Stub'n an ins rinna wie a z'legent's Wasser'schaff'l.

„Alle guat'n Geister loben Gott den Herrn!“
firt auf amol die Wirtin und laßt vor lauta Schrecken schon glei' 'n Stovankruag fall'n. „Dös is ja hali der Kochalmbauer! Mei' Mensch, bist todt oder lebendi? Wie kinst 'n Du daher ba den Sauwetta?“

Und hiaz dakenna mir 'n a — war's richti der Kochalmbauer von hintern Lassinggrab'n, dort drein, wo d' Welt mit Bretter vaschlag'n und mit Hobelschart'n vaschoppt is. „Na hörst“, sag i, „dös is aber dena aus der Weis! Was hast'n Du da z'suach'n? Du magst ja net außa aus dein Grab'n, dös is dena unmigla! Dösselbig glaubt Dir koan Mensch net, daß D' net einbrocha bist, oder daß Di' koa G'wad'n vaschütt oder koa Lahn dadrukt hat! Und nit amol dasror'n bist, han?“

„Leut“, sagt ast der Stichelmoar, „i moan, da is eppa was g'scheh'n. Is eppa dein' Bäu'rin krank, oder is j' eppa gar g'storb'n — oder hat Dir's ung'stem Wetta 'n Hof vawüast? Leut, i moan, da muaß sich eppa unservans dreinleg'n.“

Derweil der Kochalmbauer noh allweil sein hochstarr's G'wand ohtuscht, kimmt der Bruck'nwirt

hoam; wia uns der hört, schreit er glei' — weil er von der Feuerwehr der Kummadant is — : „Da muasß i blas'n lass'n, daß d' Leut z'sammfeman! Bal mir an etla Och'n fürspanna und an Bam anhenk'n, gehts wohl, daß mir an Weg ausschleif'n.“

Und z'lest hebt gar der Schmied a ins red'n an, der sifst nur alle halig'n Zeit'n a Wörtl außabringt. „Halt ja“, sagt er und haut auf'n Tisch, „halt ja, spann' ma ein; und wann's wa', daß's schon gar net gang — ast — no — ast müass'n mir eini!“

„Is eh a so“, schreit wieder der Bruck'nwirt, „i moan eh a so, glei' auf der Stell' laß' i blas'n!“

Endli' is der Kochalmbauer aufg'lähnt, und wia er d' Augen ausanandbringt, schaut er uns ganz verwundert an und sagt schön stad, wia sein Brauch is: „Was hat's denn? — Meh' will denn der justament blas'n lass'n? — I werd' schon wieder einikema, bal i außakema bin.“

„Iffas, was is'n g'scheh'n ba Dir, in Gott'snam?“ dribaliert d' Wirtin, „daß D' Di' in gar a so a G'fahr bringa magst?“ „Ja mein, was is g'schehn“, sagt der Kochalmbauer und setzt si' zan Tisch, „so

a bahölfte G'schicht halt! Muas i net ba den
Sauwetta zan Kramer außazepp'ln?" „No, was
hat's denn aft?" schrein mir alle.

„Ja wißt's — mein Tabak is mir aus-
ganga!“

D' Seelenprüafung.

Wia 's halt schon geht ba d' junga Leut! Tanz'n, daß d' Feh'n fliag'n und der Schwitz oharinnt, ast gach an kühl'n Trunk d'rauf — und hin sein.

So war 's a ban Groier Tonerl. Hat d' Lunglentzündung kriagt, und auf ja und na steht er vor 'n Gott Botern bei der Seelenprüafung.

„Kim nur, Steirer“, sagt der Herr, und mein Tonerl, 'n Huat in Händ'n, geht schön stad zuawi zun Thron, und die Knia scheppern eahm vor lauter Angst. Is a koa Gspoaß net, wann 's D' siebena-zwoanz'g Jahr alt bist, und in der schönst'n Sündhaftigkeit sollst Rechenschaft ohleg'n üba Dein jung's Leb'n“.

„Wia schaut 's denn her in Dein' G'wiss'n?“ fragt der Gott Bota, „hast an recht'n Binkl Sünd'n aufg'lad'n?“

„I ja“, moant der Tonerl ganz döwi, „mit Verlaub, 's werd'n eahna wohl hübsch an etla sein.“

„Brav, brav“, sagt der Herrgott, „laß 's halt seh'n! 's erste Gebot hoast: Du sollst alloan an Gott glaub'n. Denk' nach, ob Du dös than hast?“

„Ui“, denkt eahm der Tonerl und kragt si' hinter d' Ohr'n, „hiaz hat 's Di' Bua, dös geht nach die Paragraph'n“. Ist beicht 'r: „Na, aufrichti' g'sagt, dös han i nöt than. Unser'n Schullehrer han i a glaubt und 'n Pfarrer a; aber i woaß eh, daß oana 'n andern ang'log'n hat. Sift han i koan Mensch'n glaubt, und 'n Weibaleut'n schon gar net“.

Da schmußt der Herrgott a wen'g. „Dö werd'n Dir eh a nix glaubt hab'n. Was is 's nacher? In der Kirch'n han i Di' net all'weil g'seh'n, aber schelt'n g'hört öfter, han?“

„Eh wahr a“, gibt der Tonerl zua, „mei' God, liaba Gott, Des habt 's leicht lach'n da herob'n, aber so a arm's Erd'nroß wia unseroans! Geh't Dir halt immeramol net z'samm, wanns Du Di' noch so ahimartertst. Was willst ast mach'n? Schelt'n wirst halt, höllsagralot, birnbug'nstingl und —“

„Hehe“, deut' der Herrgott, „i glaub' Dir's schon. Weil 's D' aber just an bist, so sag mir selm Dein Sünd'nregister für!“

Denkt eahm wieder der Tonerl: „Hat der Herrgott viel Zeit!“

Nacha hebt 'r an zum Verzähl'n: „G'statt'n Kirchageh'n ins Wirtshaus, in Wald und auf d' Alm; beim Kirta' g'rafft, daß d' Stub'n kracht hat, auf d' Nacht ban Dirndl Fensterln g'we'n — na, wia halt a g'sunder Bua der Welt a Loch haut; denkt's nur nach, werd't 's eh selber wiss'n!“

Z'lest wird er firti der Tonerl, und der Gott Bota macht a ernsthaft's G'sicht, daß 'n Buam der Schiach angeht. Kloanverzagt blinzelt er fürsichti' über d' Fryn, ob er nit an kohlruaßig'n Schatt'n wahrnimmt mit a Mistgabel und große Hörndla . . . Rührt si' aber nix — glei' der Schutzengel bledert a wen'g mit die guldena Flüg'ln.

„Bua“, sagt auf amol der Herrgott, „kina hoast es; der Teuyl möcht a Freud hab'n an Dir. Was is' aber, wann i' Dir hiaz mein' Barmherzigkeit zoag und schick Di' noamol abi auf d' Welt — wirst Di' besser anstell'n?“

„Probier'n that i' 's wohl an etla Zeit“, moant der Tonerl“.

„Wirst alloani an mi' glauben?“

„Dös schon, dös se ganz g'wiß, meina Seel und Gott!“

„Wirst fleißi' in d' Kirch'n geh'n?“

„S that 's a vasuach'n, und hal d' Lieserl drein is, gar all'mal.“

„Und neama raff'n und sündli' fluach'n?“

„Dösselbig is schon schwar“, b'finnt si' der Tonerl, „aber recht ernsthafti' fürnehma, kreuzsagrawalt, dös thua i schon!“

„Und nacha“, fragt der Herr mit fester Stimme weiter, „'s Dirndalliab'n und 's Fensterln wirst a bleib'n lass'n?“

„Dho“, fährt der Tonerl in d' Höh', „fist seit Dir nix? Na, na, dös kann i nit, a, da bleib' i liaba herob'n —“

„Was?!“

„Aber liaba Gott Bota“, schreit der Bua no' amol und wird allweil lauter, „was fällt Dir ein?“ 's Liab'n halt d' Welt z'samm, und da sollt i a Ausnahm mach'n — was saget da d' Lieserl dazua, d' Lieserl?

Zwoa schneeweiße Täuberl
Flieg'n über mein Haus,
Und den Schatz, der mir b'schaff'n is,
Laß t nit aus!“ —

„Bist stad, fecker Bua! Möchtest nit gar in Himmelreich Schnadahüpfel singa?“ Der Herrgott ruast 's und reißt d' Hand aus und gack wird 'n Tonerl würfeli', a Schwind'l dapackt 'n, all's

draht si' — er fällt und fällt — und hiaz thuat er an Schroa — und schlägt d' Augen auf.

Was is hiaz dös? Liegt der Bua in sein Bett, und d' Lieserl hat 'n bei der Hand und fragt voller Angst: „Wia is Dir denn, Tonerl? Was schreißt 'n so? — Weils D' nur wieder ban Verstand bist! Gmoant hab'n mir schon, Du gehst uns gen davon.“

„Jessaß, Lieserl“, sagt der Kranke und schaut ganz verdunnert in der Stub'n umanand, „frei juchaz'n kunt i, so leicht is mir auf amol! Denk Dir, hiaz hat mir tramt, i wa' g'storb'n und der Herrgott hätt' mi spießgrad in d' Höll ohig'feuert. Häst mi' Du nit dafangt, ast hätt' mi' schon der Ganggerl z'sammpectt. Dank dir Gott, Lieserl, bei Dir g'lust mi' um foa ander's Himmelreich!“

's fürsichtige Dirndl.

In der rechten Hand sein' langen Stecken, in der linken a Strickl mit an Raibl d'ran, über d' Arl a Sackl mit Kleib'n und zwischen die Zähnd a Pfeifenröhrl — a so trappelt der Windhofer-Knecht auf der Straßen dahin.

Zur selben Zeit kint von Pichler Grab'n a saubers Dirndl außa, und auf der Straß'n treff'n die zwoa z'samm.

„Hau“, moant der Knecht, „is dös nit die Sumperegger Sepherl?“

„Woaf nit“, sagt 's Dirndl g'schnappi und stroaft mit 'n Handrucken d' Haar aus 'n G'sicht.

„Gehst leicht a eini in d' Roanisch?“ fragt der Knecht weiter.

„Kunt eh sein!“

„Gleich und gleich g'sellt si' gern, hat der Teufel zum Kohl'n'brenner g'sagt — nacher geh'n mir halt mitanand alli drei, gelt ja?“ Und dabei loat

der Bua sein Raibl üba d' Straß'n. Schleuni' geht 's Dirndl auf die ander' Seit'n.

„Dös is a Hantige“, denkt ihm der Windhoferisch.

„Mö bist 'n so bockboani, Sepherl? I han Dir ja nix than!“

Da schaut s' 'n an von der Seit' — Augen hat er wie zwoa glührade Kohlen. „Des seids mir z'feindsali, ös Mannsbilder!“

„Ja, wia denn dös?“

„In Pichler Graben“, harbt si' 's Dirndl, „hat mi vor a Weil a oaner mitgeh'n g'hoaf'n, so a Kund, so a adrahter, und gach ast — pfui Teuyl — der Bartwisch, der grausliche!“

Die Sepherlbeutelts, und sie reibt si' 's G'sicht'l, z'wann sa si' neun Jahr nit g'wasch'n hätt'.

„Schau der Mensch“, lacht der Bua, „a Bußl hat er Dir geb'n? Mei' Du, hiaz kriagst an unsinniga Schnauzbart! Na, so a nirnuziger Schlanck!“

„Daner wia da ander, duckmaufade Kerln seids, i trau gar loan!“ Und hiaz schaut s' 'n no' amol über d' Ayl an — a Schnurrbartl hat er, pechschwarz und so kloane Spitz'ln aufdraht

„Sei nit so dalkert, Sumperegger Dirndl, siachst nit, daß i mi nit rühr'n kunt, weil i alle

Händ' voll han'? Wußt frei nit, wie Dir i was thuan sollt?"

Da bleibt die Sepherl stehn und spreizt ihre Händ' in d' Seiten. „O Du Unband, Du rabensfalsch's, glaubst, i kenn enk nit? — 'n Steck'n treibest in Bod'n, bindest 's Raibl dran, schmeißest eahm' n Sack über, steckest die Pfeifen ein, packest mi um d' Mitt, wo i soviel kizli bin — und nacher kunt i mi frei nit dawir'n!“ — —

„Sagra!“ denkt eahm der Knecht, weiter nix.

Ast gengan s' furt, bis d' Straß'en in Wald einbiegt und d' Sunn ba die Bam durchiblinzelt.

Gach bleibt der Knecht steh'n, treibt 'n Steck'n in Boden, bind'ts Raibl dran, schmeißt eahm 'n Sack über, steckt die Pfeif'n ein, packt 's Dirndl um d' Mitt — ast hörst an Schrova und an Schnalzer — und hiaz stengan s' da alle drei und schau'n si' an, der Bua, d' Sepherl und 's Raibl... Mit ein Alzerl hat er vageß'n, der Windhofer Knecht von der Sepherl ihrer Unterweisung.

„Siachst“, sagt er ast, „was ös Weiberleut g'icheit seids — mir wa' döß mein Lebta nit eing'fall'n“.

A G'schicht'l von Lüg'n.

Hiaz heb' i 's Lüg'n an! Drum sag' i's glei' ehvor, daß dö's G'schicht'l heili' wahr is und jeder, der's glaubt, a Narr is. — —

Mit der Thurmuhr z' Taupliß, da hat's was.

Daß sie allweil was ander's zoaget als Stund' is, kunt ma net sag'n; immeramol bleibt der Zoager a glei' a Boch'n auf denselbig'n Fleck steh'n. Bal' s' aft ausg'raft is, hebt's an satrisch z'renna, und neuli' um sieb'ni auf d' Nacht hat's glei in oan Trum hinteranand vierazwoanzgi g'schlag'n.

Da macht der Halter Lipp draußt auf der G'moanwies'n runde Augenbram und fahrt auf d' Höch.

„Sagrädibix“, sagt er, „vierazwoanzgi? So spat bin i no' nia net hoamkema. Hüa, Sultl, treib' d' Schäfla z'sam!“

Der Sultl, der neb'n Halter g'schlaf'n hat, springt auf, hebt zan fall'n an und sprengt die Schäfla auf an Schwall z'sam.

Aht geht's dahin.

Sagt der Lipp zan Sultl: „Gelt ja, hunds-
müad wird ma schon, bal' oans so 'n ganz'n Tag
auf seina Haut lieg'n und pass'n muaf, bis d'
Frau Sunn ohigeht?“

„Bal' i no' amol auf d' Welt kim, juach i mir
a rennad's G'schäft, eppa a Locativführer oder
a Postknecht, da macht ma dena a Bewegung.“

Wia a so das Träuberl dahintrappelt, kimt's
zu der Straßen. Da krallen just an etla Leut'
über'n Bühel aufa und streiten wie die Kirta-
bettler.

Der Wurz'nmichel stopft si' ban Zaun sein
Pfeiferl, aht is er zan Red'n aufg'legt. „Mein liaba
Halter“, sagt er, „heunt' hätt'n mir's eppa darath'n,
wann mir's darath'n hätten.“

„Ja, was denn eppa?“

„An Viertelmeß'n Zwanzga kunt ma in
Leib'tasch'l hab'n!“

„Für was hätt's 'n denn kriag'n soll'n?“

„Für's Lüag'n!“ schreit der Michel furwild.

„Wa' nit aus“, wundert si' der ander' und
der Sultl thuat an Quaster und reckt die Zung' füra.

„Was denn?“, harbt sich wieder der Michel,
„hast nix g'hört, daß der Graf in Ennsthaler

G'schloß unt' Weillang hat und den an Viert'l-meh'n Zwoanzga gibt, der am schönst'n Lüag'n kann?"

„Wa' nit aus?!"

„Na, wahr is, i bin aufrichti' wie a Mausfall'n. Die großen Herr'n hab'n allerhand Muck'n und Tuck'n.“

Der Halter spitzt seine Dehrl'n. „Hat's oana dagläng't?"

„Belei“, humst der Wurz'nmichl, „net amol der Oberförster hat eahm g'nua g'log'n. I sag's allerweil, dös hat ma von der neuchen Schul, 's ganz Lüag'n kint a.“

„I probier's!“ schreit der Halter, „nußt's nix, so schadt's nix.“

Der G'span bleibt ba sein Häusl steh'n, aft schaut er 'n Halter üba d' Frg'n an und höhnt: „Na ja, bet'st halt fleißi zan heilig'n Lenhardi, dös is der Viechpatron, eppa hilft 'r Dir Lüag'n.“

Am andern Tag is Sunnta. Da bleib'n die Schäfla dahoaam, und der Halter steht drunt in G'schloß ban Thorwartl.

„In's Lüag'n wa' i da!"

Der Thorwartl weist'n in Stall, wo der Graf just seine Ochsn anschaut.

„In's Lüag'n wa' i da!"

„Du in Dein' Dappel wirst's Kraut fett mach'n!“
pfnaust der Herr Graf. „'s Lüag'n willst kina? I
moan, dös versteahn meine Dch'n no' besser.“

„San brave Dch'n“, sagt der Lipp, „leibige,
muathsauberne Kerl'n — aber in Pinzgau han i
oa g'seh'n, dö war'n weit schöner. Bal' mar z'
Ostern ba den oan Hörndl eini hat blas'n, is ba'n
ander'n erst z' Pfingst'n außikema.“

Quast' der Graf a wen'g. „Om, dös glaub' i
gern. Bal' ma eahn d' Hörndl'n wach'n laßt,
werd'n s' schon so lang. Ba uns is dös halt net
der Brauch.“

„Anpumst!“ denkt eahn der Lipp. „Gnaden,
Herr Graf“, lüagt er aft weita, „schöne Rüh' habt's
a und unsinni' viel. Da könnt's schon a saub're
La'n Mili z'sammelch'n. Aber geg'n 'n Moar in
Stoankeller is dös nix. Ob's mir's glaubt's oder
net — der hat soviel Rüh, daß die Mili in an aus-
g'mauert'n See ohg'lassen wird, und zehn Almerinna
fahr'n mit an Floß umanand, 'n Rahm ohschöpf'n.“

Zuckt der Graf d' Fryn. „Beg'n was sollt i's
net glaub'n? Bald ma die Rüh von der ganz'n
Welt melcht, kriagt ma a Weltmeer voller Mili
und kann mit'n Dampfschiff drauf umanandkutschier'n.
— Na, laß' guat sein, Halter, 's is nix mit der

Wir. Bia i g'sagt han: Da san meine Ochsen g'scheita wie Du."

„Glaub's eh“, deut' der Halter trüabseli. Des habt's halt Enfri Och'n a soviel gern, dös liegt ba Enf in Bluat. Der Thorwartl hat mir's wohl verrathen, daß Enfa gnädiga Herr Großvata nix weita g'wen is wie — a Ochsenhandler.“

„Lump, elendiger!“ fährt hiaz der Graf her und packt a Mistgabel, „dös is a auf'gelegte, schandbare Lug! Was g'hört Dir für dö Reckheit, han?“

„A Viertel-Zwoanzga!“ juchezt der Lipp und schmeißt sei' Zipselhaub'n bis auf die Tram. „Secht's es, Gnaden, Herr Graf, daß unseroans do' a so guat lüag'n kann wie die noblich'n Leut!“

„Spitzbua!“, b'jinnt si' der Graf, ast lacht er und zahlt 'n Halter die Zwoanzga aus.

'n Pfarrer sein Huat.

Der Pfarrer von Lohstoan hat an Huat.

Ja, is dös leicht was b'sunders? Es gibt Leut, dö an ganz'n Kasten voller Hüat hab'n, und der Huaterer' auf'n Hauptplatz moant, wer nit z'mindest eahna zwoa hat, dös is gar foa orntliche Mensch net. Der Pfarrer von Lohstoan hat aber nur oan oanzig'n, und dös is namla a b'sundra Deckel. Glanz'n thuat derselb' Huat wie a g'schmiert's Reindl, und bald die Sunn d'rauffcheint, spielt er alle Farben wie der schönst' Regenbogen. Viel Leut' san in der Pfarr auf d' Welt kema, san g'wachs'n und groß word'n, hab'n g'heirat' und sist allerhand überstand'n, aber alle hab'n s' 'n Pfarrer sein Huat kennt und eahnere Kinder hab'n 'n a no' kennt. Da hat er amol a Roas g'macht auf Viezen, der Herr Pfarrer. Wie er in Stoanach is, kriagt er an unfinnigna Durst, steigt aus, glei' bloßkopfad, wie

er is, geht zu der Schank und trinkt oans. Aft hat er no' an Durst g'habt — mein, die Tögerl san floanwinzi' und's Einschenk'n kennt ma a so — aft trinkt er halt no' oans; nachher hat er erst recht an Durst g'habt und wia's dritte unt war, hätt' er wohl no' oans mög'n, aber 's thuat's neama weg'n der Zeit. Geht der Herr Pfarrer außi, steigt a Weil auf und oh und spächt umanand: „Saperlot, wo is 'n hiaz mein Zug?“

Kimt der Thorwartl daher und fragt: „Was suacht'n der geistli' Herr Hochwüird'n?“

„Dumme Frag', was wird er suach'n? 'n Zug suacht er — wo is 'n hiaz der Saperlot?“

„Is koana net da“, moant der ander, „der lefzte is vor a zehn Minuten davon, und der erste kimt in a zwoa Stund, derselb' is aber a Lastzug.“

„Was Lastzug“, schreit der Pfarrer, „bin i a Rohl'nsack? 'n Personazug will i auf Liezen!“

Schaut der Thorwartl auf d' Bahnuhr und sagt schön stad: „Der Personazug, ja, der wird hiaz eppa grad geg'n Liazen zuafahr'n.“

„Teurl“, geht der Herr Pfarrer in d' Höh, „i han ja mein Huat drein! I werd' mir net weg'n Enk an neuch'n Huat kaf'n!“ „Da müaß mir halt 'n hochwüirdigna Huat nachidepaschiern, aft halt'n

f' 'n schon z' Selzthal auf“, sagt wieder der Thorwartl und geht voran eini ins Bahnamt.

„Ja, z' Selzthal“, schimpft der Pfarrer, — „wann i net weita fahr' als bis Viezen — so a versuachte Metten!“ Ist jetzt er sein kloans Platt'n-kappl auf und geht 'n Thorwartl nach.

Derweil is der Zug lusti' dahing'fahr'n, und die Locamativi hat piffen wie a Spizbua. Z' Viezen steig'n an etla Leut' ein und seh'n si' broat hin auf d' Bänk.

„Hau“, g'spöttelt a Viechhandler, „da hat oani a Brodsimperl vageff'n, da drobnat liegt's!“

„A belei“, fährt der Fleischhacker drein, „dös is gen a Kupfers Kastrol, siachst net, wie's glanzt?“

„Oha“, lacht der alt' Lechenhauser von Wörschach, „dös is ganz was b'sunders! Ja, was sehen meine Augen? Dös is ja frei 'n Herrn Pfarrer von Lohstwan sein fürnehma Guat. Schau, der Mensch, wo roas' mir denn hin, Hochwürd'n?“

'n Pfarrer selb'n hab'n die ander'n net kennt, aber von sein' Guat hab'n f' alle schon red'n g'hört, und desweg'n war dös hiaz a G'schau und von Weibaleut'n a Ruderwerch*), und guat is g'w'en,

*) Gelächter.

daß der geistli' Herr nix g'hört hat davon, sist war'n s' allesand in d' Höll' kema.

„Wia der Huat ganz alloani da einakimt, se woafß i net“, sagt der alt' Lechenhauser, „leicht hat'n vana zerßt g'stohl'n und danach erst ang'schaut. Aber aus laß' i 'n neama, weil i auf d' Wocha auf Lohstoan kim. Da leg' i mir weita koa Bild'l net ein, wann i den Dasatör zruckbring!“

„Daß D' halt nit in Basuachung kinst und g'haltst Dir'n!“ quigazt der Viechhandler. — „Daß er Dir nit eppa davonrennt!“ schreit der Fleischhacker, und so is's a Weil' hin- und her ganga.

Guat üba dö. A Zeit danach kint der Bauer richti mitsamt 'n Huat auf Lohstoan. Wia er in Pfarrhof einikimt, rennt er mit der Köchin z'samm!

„Marand Josef!“ schreit dö, „hiaz bringt der gar den Deck'l daher — schauft nit glei, daß D' aufstikimt ban Tempel!“

Derweil glank't aber schon der Herr Pfarrer üba d' Stiaq'n oha.

Wia der sein Huat dasiacht, hat er a unsinnige Freud', packt'n mit boad'n Händ'n, draht'n umadum und sagt: „Brav, brav, weil's D' na wieder da bist! Hiaz hat mir aber richti' die Köchin schon an neuchen kast. Na, weil i 'n do' wieder

han', mein' Guat! Was thua i aber hiaz mit den
neuchen? Sm, woast was, Lechenhauser, weil's D'
so a grundehrliche Haut bist — so schenk' i Dir'n!"
— Und der Herr Pfarrer setzt sein alt'n Guat
wieder auf, geht in Keller um a Extraflaschl und
g'freut si, daß 's in seiner Pfarr' so ehrliche
Leut' gibt.

Die Pulvererfindung.

Schon hijsch¹⁾ a Weil her, daß 's Büachlmach'n aufkema und die erste Lug druckt word'n is.

Selm²⁾ war a Mann, der hat si' Bertl Schwarz g'schrieb'n, und is a a Schwarzer g'we'n. Derjelbig kint amol zu sein' Nachbarn und sagt: „Is a Unsinn, wia mir die Zeit lang wird — sei so guat, Hochwürd'n, und gib mir was zan lesen!“ Gibt eahm der ander' die G'schicht von Bauernkrieg, und der Bertl zottelt in sein Kammerl zruß und lest . . . Er kint aber net weit, so schmeißt er schon 's Büachl doni³⁾ und hebt ins Schimpf'n an: „Höllsagra, die Rittersmana werd'n z'keß, döß geht schon völli gar neama mit sö! I siach schon: i muafß gen⁴⁾ an G'scheit'n mach'n und 'n Bauern helf'n — i muafß halt 's Pulver dafind'n!“

1) Hübsch, 2) damals, 3) weg, 4) etwa.

G'schwind rennt er oh! zu der Köchin: „Philomena, an messingan Mörcher her und an Stößl, i muaß 's Pulver dafind'n, aber schleuni', sist kint mir eppa an and'rex für!“ Nimmt nacher a Bröckl Kohl'n, kratzt von an Stroashölzlpackl an gelb'n Schwefel, geht ast in d' Speis', kratzt von an g'selcht'n Schlögl a Gumperl Saliter⁵⁾ und stößt alls mitanand zan a Stupp z'samm.

„Dös wird eppa gar a Appatitpulverl, geistla Herr Hochwürd'n?“ fragt die Köchin.

„Ja Schneck'n“, lacht der Bertl grimmi, „dös wird a niederschlagads Pulver!“ Nacha vagunnt er eahm a Priserl und moant: „Pax vobiscum, hiaz laß' ma 's krach'n!“

Ast fangt er von Herd an brennend'n Span außa und hebt an ins zündeln. Höllsagralot, hast es nit g'seh'n, siagst es nit a — da thuats Ent gach an mentisch'n Kracher, aus 'n Mörcher fahrt a Gluat und a G'stank'n wie da leibhafte Teuyl, der Stößl haut a Endsloch in d' Wand und d' Philomena fällt um.

„Gloria“, singt der Bertl, „'bald 's dös Trum umschmeißt, nacher thuats es schon!“

1) Handvoll Salpeter.

Alt schreit er 'n Meßnerbuam und tragt eahm
auf: „Micherl, gehst glei' umi zan Burgermoaster,
i liaß 'n schön grüaß'n, und er sollt 's anschlag'n
und austrommeln lass'n: Heut um zwölfe z' Mittag
hebt die neuwe Zeit an. 's Mittelalter is gar —
i han just 's Pulver dafund'n!“

D' umdrabte Natur.

Der Haltermicherl geht zun Pfarrer beichten. Auf an Papierl hat er schön sauber seine Sünden aufg'schrieben und lest's halt brav her füranand bis er fertig is.

Der Pfarrer mag aber frei nit glauben, daß a Halterbua nit mehra ang'stellt hätt', drum fragt er 'n scharf: „Na, und sist hast nix than? Denk' nur nach, 'leicht fällt Dir no' was ein!“

Der Michel finniert a Weil' — gach sagt er: „San's schon ba der Flüg'!“

„Was denn?“ fragt der Pfarrer.

„Ah, 's wird wohl dena foa Sünd' nit sein bößselbig!“

„Sag's nur, eppa is 's do' oane!“

Der Micherl beutelt wieder 'n Kopf: „I moan dena, i sag's gen nit.“ — „Sag's nur!“ schreit der Pfarrer, „'s is g'wiß recht was Schiach's?“

„A na, Schiach's is g'rad' nir, aber —“

„So red' nur, was hast aft ang'stellt?“ — —

„D' Natur han i umdraht“, sagt hiaz der Bua.

„Was — hast — than?“

„D' Natur han i umdraht!“

Dö Sünd' is 'n geistlig'n Herrn fremd. „Wia dös?“ wundert er sich, „wia hast 'n da than dabei?“

Der Halterbua schaut a wen'g umanand, aft sagt er:

„Boag'n kunt i Ent's wohl — aber da herinat, hinter'n Altar, da geht's nit; draußt vor'n Speisgatter — da gang's!“

Der Pfarrer nimmt'n Buam ba der Hand und führt'n stad außi, a wen'g zag, 's kunt dena was sein, was si' da herinat nit g'hört — aber d' Kirch'n is laar, es fiacht's neamd.

„Boag's halt“, wispelt er, „aber schleuni!“

Der Micherl geht zan Speisgatter, aft buckt er si', aft legt er d' Hand auf'n Boden und gach — steht er auf'n Kopf.

Richti — hiaz fiacht er ban Kirch'nthor außi die ganz' Natur umdrahta und herinat d' Heilig'n-bilder und gar'n geistlig'n Herrn a. Woap nit, ob si dös g'hört!

Derweil der Pfarrer dö neuche Sünd' anschaut, keman just ban Thor zwoa Dirndl'n eina, dö a gern beicht'n gangen.

Wia dö 'n Haltermicherl kopfsteh'n seh'n, fahr'n s' aus ban Tempel, und die Stegbauern Weberl schreit: „Na, heunt geh' i Dir nit beicht'n! Hast g'sehen, was der Herr Pfarrer g'rad für a Buafß aufgibt?“

Inhalt.

	Seite
Der Riesler	5
Schuldig! ?	25
Der Palbauer	39
Der Margreiter Franzl	54
Die Thalpeterin	81
Almrausch	87
Die drei Seufzer	89
Der Mirakel-Poldl	92
Kimt's — — so kimt's nit!	103
Frühreif	112
Die Schuach	121
Die zwingad Ursach'	131
D' Seelenprüafung	137
's fürsichtige Dirndl	142
Æ Ø'schicht'l von Lüag'n	145
'n Pfarrer sein Huat	150
Die Pulvererfindung	155
D' umdrahte Natur	158

